

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ACHTUNDDREISSIGSTER BAND
2009 – 2010

WALLSTEIN VERLAG

INHALT

ERSTER TEIL

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENS

AM 31. MAI 2010 IN BERLIN

<i>Ordenskanzler Eberhard Jüngel</i>	
Begrüßung	11
Gedenkworte	
<i>Bernard Andreae</i>	
Pina Bausch	17
<i>Fritz Stern</i>	
Lord Ralf Dahrendorf	25
Festvortrag	
<i>Albrecht Schöne</i>	
Der Kriegskommissar Goethe	37
Aufnahme neuer Mitglieder: Laudationes und Dankesworte	
<i>James J. Sheehan</i>	
Lorraine Daston	63
<i>Walter Burkert</i>	
Josef van Ess	68

<i>Christiane Nüsslein-Volhard</i>	
Rudolf Jaenisch	73
Tischrede beim Abendessen im Schloß Bellevue	
<i>Yuri I. Manin</i>	
Mathematiker als Übersetzer	83
Tischreden beim Mittagessen auf Einladung des Staatsministers	
<i>Peter von Matt</i>	
Die sausenden Bücher. Das neue Tempo im Literaturbetrieb und seine Folgen	91
<i>Bernd Neumann</i>	
Zukunft durch Erinnerung – wie Kulturpolitik Orientierung vermittelt	95
Vortrag	
<i>Josef van Ess</i>	
Ketzer und Zweifler in den ersten Jahrhunderten des Islam	103

ZWEITER TEIL
DIE HERBSTTAGUNG IN ZÜRICH
VOM 13. BIS 16. SEPTEMBER 2009

Tischrede

Eberhard Jüngel 135

Vorträge

Albert Eschenmoser

Darwins »warm little pond« 141

Peter von Matt

Wagner in Zürich 165

Tischrede

Moritz Leuenberger

Wenn der Orden ruft, ist die Regierung zur Stelle 183

DRITTER TEIL
PROJEKTE DES ORDENS

BESTÄNDIGKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT VON RUHM

Stig Strömholm

James Bryce, First Viscount Bryce of Dechmont 191

BERICHT ÜBER DAS TREFFEN MIT STIPENDIATEN

»Es war mir eine Freude«	207
------------------------------------	-----

TRAUERREDE

Wim Wenders

Für Pina. Anlässlich der Trauerfeier im Opernhaus Wuppertal am 4. September 2009	217
---	-----

VIERTER TEIL

BILDER

Öffentliche Sitzung im Konzerthaus am Gendarmenmarkt . .	229
Interne Kapitalsitzung Frühjahr 2010	245
Im Neuen Museum	251
Gespräche mit Stipendiaten der Studienstiftung des deutschen Volkes, des Cusanuswerks Bischöfliche Studienförderung und des Evangelischen Studienwerks e.V. Villigst	259
Herbsttagung 2009 in Zürich	267

ANHANG

Satzung des Ordens	277
Verzeichnis der derzeitigen Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste . . .	283

ERSTER TEIL

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENS
AM 31. MAI 2010
IN BERLIN

ORDENSKANZLER EBERHARD JÜNGEL

BEGRÜSSUNG

Meine Damen und Herren!

Mit tiefer Betroffenheit teile ich mit, daß der Protektor des Ordens Pour le mérite Horst Köhler vor etwa einer Stunde mit sofortiger Wirkung von seinem Amt als Bundespräsident zurückgetreten ist.

Damit ist auch das Amt des Protektors unseres Ordens vakant. Und die Anrede des Bundespräsidenten durch den Ordenskanzler entfällt. Das schmerzt.

Um so mehr freue ich mich, den früheren, langjährigen Protektor des Ordens Richard von Weizsäcker begrüßen zu können. Ich tue es mit herzlichem Respekt.

Ich heiße herzlich willkommen: seine königliche Hoheit Friedrich Georg Prinz von Preußen, dessen Vorfahren Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm IV. den Orden *Pour le mérite* bzw. seine *Friedensklasse für Wissenschaften und Künste* gegründet haben. Ich heiße willkommen die hier versammelten Eminenzen, Exzellenzen, die

Abgeordneten des Bundestages und der Landtage. Ich heiße willkommen die Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland, Frau Knobloch. Ich begre alle unsere älteren und jüngeren Gäste und freue mich besonders über die Schülerinnen, Schüler, Studentinnen und Studenten, die der Einladung zu dieser Sitzung gefolgt sind.

Erlauben Sie mir einige Hinweise zum Ablauf dieser festlichen Stunde.

In unserer öffentlichen Sitzung gedenken wir der verstorbenen Ordensmitglieder: in diesem Jahr der bewundernswerten Künstlerin Pina Bausch und des mit seinen Reflexionen zu eigener Nachdenklichkeit herausfordernden Soziologen Lord Ralf Dahrendorf.

Auf diese Gedenkworte folgt dann die Festrede, die heute unser Ordensbruder Albrecht Schöne über den »Kriegskommissar Goethe« halten wird. Und da Kriege in der Regel lange, viel zu lange dauern, wird Herr Schöne sich schlechterdings nicht kurz fassen können. Doch das werden Sie, verehrte Gäste – dessen bin ich gewiß – nicht bereuen. In Zukunft werden wir uns dann freilich eher an der alt-römischen Tugend der *brevitas* orientieren.

Im Anschluß an die Festrede werden die neugewählten Ordensmitglieder öffentlich willkommen geheißen und mit dem Orden *Pour le mérite*, den wir ihnen um den Hals legen werden, geschmückt. Und das putzt, um es mit einer Wendung des früheren Ordensmitgliedes Thomas Mann zu formulieren, ungemin.

Ich danke den Künstlern, die uns beim Einzug mit der von Rainer Cadenbach und Uri Rom bearbeiteten Humboldt-Kantate begrut haben. Zu den Klängen dieser Kantate werden wir dann diesen schönen Raum wieder verlassen. Im Anschluß sind uns die eingeladenen Gäste in den Nebenräumen zu persönlichen Gesprächen herzlich willkommen.

Soviel zum Ablauf! Doch vom Kanzler des Ordens *Pour le mérite* erwartet man bei solchen Anlässen noch irgendeine mehr oder weniger geistreiche Bemerkung. Ich habe sie bei einem der Jubilare dieses Jahres gefunden: bei einem Jubilar, den schon Goethe, wenn auch nicht in seiner Eigenschaft als Kriegskommissar, hoch geschätzt hat und über den sogar so gegensätzliche Philosophen wie Ernst Bloch und Martin Heidegger bei einem Tübinger Rendezvous zu gegenwärtigem Einverständnis gelangt sind. Von dem vor 250 Jahren geborenen Johann Peter Hebel stammt der Satz: »Auch die große Weltuhr hat irgendeinen Wecker« (G. W. II 1958, S. 261).

Und ich fokussiere: Wer bei den jetzt unbestreitbar notwendigen eisernen Sparmaßnahmen Forschung und Bildung und also die Zukunft der jungen Menschen aufs Spiel setzt, der hat diesen Wecker offensichtlich nicht gehört. Im Neuen Testament gibt es für derart Verschlafene ein besonders lautstarkes Instrument, nämlich eine *himmlische Posaune*, die den Verschlafenen nun wirklich unüberhörbar klarmacht, daß es Zeit ist, aufzuwachen. Denn – so sagte es schon der alte Philosoph Heraklit: »Die Wachenden – wohlgemerkt: nicht die Schlafenden, sondern nur die Wachenden – haben eine *gemeinsame Welt*.«

GEDENKWORTE

PINA BAUSCH

27. JULI 1940 – 30. JUNI 2009



Tina Bausch

Gedankworte für
PINA BAUSCH

von

Bernard Andreae

Unvergeßlich die Art, wie sie durch die Darstellung zärtlichster Empfindungen das Glück der Menschen zu ihren Füßen befeuerte. Pina Bausch konnte auch das, was für viele Tänzerinnen zutrifft. Doch sie war strenger, wollte mehr: wahrhaftig sein.

Eine Blüte im Ballungsraum der Industrie, aus einer Eckkneipe in Solingen. Später schreibt und choreographiert sie: »Ich bring Dich um die Ecke.«

Mit fünfzehn Jahren schön, Tanzunterricht an der Folkwangschule Essen, Studium und erste Erfolge in New York, mit dreiunddreißig an den Wuppertaler Bühnen und Begründung des dortigen Tanztheaters, mit achtundsechzig immer noch Theaterdirektorin, Choreographin, Tänzerin. Sich selbst verzehrend. Vor elf Monaten ist sie gestorben.

Wim Wenders hielt die Trauerrede. Er schrieb ihr ein Abschiedsgedicht und hat einen Film über sie begonnen, dessen zweiten Teil er im April drehte. Der Film kommt unter dem Namen »PINA« 2011 in die Kinos.

Als kurz nach Pina Bausch auch der Regisseur Peter Zadek und der Schauspieler Traugott Buhre starben, meinte Claus Peymann, der

Intendant des Berliner Ensembles: »Weiß Gott, sie scheinen ein großartiges christlich-jüdisches Theater zu gründen, da oben im Himmel.«

Er machte damit klar, daß Pina Bauschs Werk nicht reiner Tanz war. Ihr Tanztheater ist Musik, Pantomime, Artistik, Schauspiel in Collagen und Montagen. Ihr Motto: Nicht einen Grund suchen, nicht erklären warum. Man sieht es!

Wer, meine Damen und Herren, erklärt Ihnen den Tänzer in *Palermo*? Palermo, der athletisch die Frau im langen grünen Kleid über den Kopf hebt, aus dem sie nackt herausfällt?

Was soll ich zeigen, ohne daß Sie es sehen, was können Sie hören ohne Klang? Die Erinnerung an Pina Bausch öffnet die Phantasie: In der Oper *Orpheus und Eurydike* wird Musik auf unglaubliche Weise anschaulich gemacht in einem vollendeten Gleichklang von Tönen und Bewegungen.

Pina Bausch wußte, daß der Körper spricht, und sie holte mit stillen Blicken und verqueren Fragen diese Sprache aus den sprachlosen, von Sprache überfließenden Tänzerinnen und Tänzern des Ensembles heraus.

Gegensätze waren ihr Thema: Grenzen überschreiten, sich an ihnen stoßen; Unterwerfung zwischen Mann und Frau; Beleidigung und Verletzung; Wut und Verzweiflung; Alter und Abnutzung; alltägliches Kommunizieren; Scherz, Heiterkeit, Kasperle-Assoziationen. Die Globalität vorwegnehmend, hat sie zahlreichen Städten, die sich selbst neu kennenlernten, Inszenierungen gewidmet. Darunter: Wien, Palermo, Lissabon, Rio und Tokyo, in zentraler Weise auch Rom. Vor der Reise nach Rom fragte sie: »Was ist es, was einen nach Hause zieht?«

Rom. Vielleicht kommt deshalb ein Archäologe dazu, Nachworte auf die moderne Tänzerin zu versuchen.

Als Pina Bausch im Jahr 2003 wieder einmal im Teatro Argentina gastierte, war im römischen Parlamentspalast die wundervolle Bronzestatue eines Tanzenden Satyrs ausgestellt. Die Großbronze war vor zwölf Jahren bei der Insel Pantelleria zwischen Sizilien und Tunesien im Schleppnetz hängengeblieben, aus 400 m Tiefe vom Meeres-

grund heraufgezogen, sorgfältig restauriert worden. In einem eigenen Museum der Stadt Mazara del Vallo auf Sizilien ist sie ständig zu sehen.

Zum ersten Mal in der Kunstgeschichte hat der große griechische Bildhauer Praxiteles die frei stehende Gestalt eines Tanzenden verwirklicht. Auf der Spitze eines Fußes wirbelt er herum, wirft das andere Bein nach hinten, biegt den Körper zurück, legt den Kopf in den Nacken und blickt hinauf zu dem Pinienzapfen, welcher den Thyrsosstab in seiner nach unten reichenden Rechten bekrönt. Er sieht den ruhenden Pol, den er selbst trägt: ihm schwindelt nicht.

Zur gleichen Zeit wie die Bronzestatue bewunderte ich Pina Bausch mit ihrem Ensemble im Teatro Argentina. Doch wie die moderne Tänzerin im wehenden roten Gewand, auch sie auf einem Bein, die Rechte mit weisenden Fingern nach oben öffnete, die Linke nach unten streckte, das war in allem ganz anders als die Weise, wie der klassische Bildhauer seinen Tanzenden sich hatte drehen lassen.

Der Tanz ist, seitdem Menschen ihre eigene Figur in der Kunst vorzuführen lernten, der stärkste Ausdruckswille des lebendigen Körpers.

Die Ägypter zeigten an den Fassaden ihrer Heiligtümer Tempeltänze, in den Gemälden ihrer Gräber Tänze der fortdauernden Liebe.

Praxiteles schuf mit dem hochberühmten Satyr, den der Vandalenkönig Geiserich aus Rom nach Karthago bringen wollte, das Inbegriffbild des Tänzers in der Pirouette.

Der römische Triumph ist abgeleitet vom tanzenden Dreischritt der Priesterschaft, dem Triumpus.

Der Triumph von Pina Bausch war es, daß sie nach unzähligen Jahrhunderten der Geschichte des Tanzes einen neuen, unsere Zeit gefangennehmenden Ausdruck des ganzen Leibes im Tanz gefunden hat: Überraschend, unerwartet, ebenso einfach wie kompliziert. Sie ließ die singenden Seelen von Orpheus und Eurydike, welche die Tänzer begleiten, dort in die Handlung eintreten, wo die Trauer wortlos gewesen wäre. Eurydike ist über ihre tote Seele hingsunken, Orpheus hockt unbeweglich und abgewandt am Rande. Im Gesang umarmt seine Seele den Leichnam Eurydikens.

Die Kunst der Tänzerin, die dem modernen Tanztheater in aller Welt neue Wege zeigte, hat für uns den gleichen Rang wie die hochberühmte Statue des Praxiteles. Auch sie ist ein Wesen in der Hingabe an die Musik, den Rhythmus, die Zeit. Das ist das Vergleichbare.

Doch ihr Wesen ist vollkommen neu, nur ihr eigen, wirksam zuerst in der Betrachtung durch die Zeitgenossen, sodann als Vorbild.

Praxiteles wollte die Bewegung eines Tanzenden formen.

Pina Bausch interessierte – nach ihren einprägsamen Worten – »nicht, wie sich Menschen bewegen, sondern, was sie bewegt.«

Sie hat sich vor der Geschichte bewährt, lebt fort in epochaler Wirkung.

LORD RALF DAHRENDORF

1. MAI 1929 – 17. JUNI 2009



Ralf Jansen.

Gedenkworte für
LORD RALF DAHRENDORF

von
Fritz Stern

Lieber Herr von Weizsäcker,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

vor sechs Jahren war es eine freudige Ehre, Lord Dahrendorf dem Orden vorzustellen; heute ist es eine traurige Aufgabe, uns von ihm zu verabschieden.

Ralf Dahrendorf ist am 1. Mai 1929 in Hamburg geboren und am 17. Juni 2009 in Köln gestorben, auf dem Friedhof Ohlsdorf in Hamburg wurde er begraben an der Seite seiner Eltern. Unser Ordenskanzler hielt die würdige Trauerrede.

Am Anfang von Ralfs Leben stand Gustav Dahrendorf, sein Vater, den er in seinen Erinnerungen als »Vorbild und Mentor« und als »Mann der Arbeiterbewegung« bezeichnete. Ralf wuchs auf in Hamburg und Berlin in einer eher bescheidenen Familie, beseelt von den Idealen der Vorkriegs-Sozialdemokratie und der emanzipatorischen Arbeiterbewegung. Gustav Dahrendorf gehörte dem letzten freien Reichstag an, 1932, als Abgeordneter der SPD, einer ihrer jungen Hoffnungsträger. Er wurde bereits 1933 verhaftet und gepeinigt und dann nach 1944, nach Beteiligung an dem Attentat auf

Hitler, erneut verhaftet und zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Monate nach seinem frühen Tode, 1954, veröffentlichte Ralf Schriften seines Vaters, »*Der Mensch: das Maß aller Dinge*«. In einer schlichten, vorbildlich geschriebenen Würdigung seines Vaters hat Ralf, so scheint es mir, sein eigenes Leben vorweggenommen. Diese Würdigung mag man als unbewußtes Credo betrachten; Ralf erscheint als Prophet seines eigenen Wirkens, seines so oft neu gestalteten Lebens, in dem die Treue zum Prinzip der Freiheit die Kontinuität darstellte. Aus diesem Jugenddokument möchte ich kurz zitieren.

Daß Gustav Dahrendorfs Reden oft einen autobiographischen Charakter durchschimmern ließen, belege nur, so schrieb Ralf, »wie vorbehaltlos Gustav Dahrendorf in jedes Wort, das er sprach oder schrieb, die Kraft seiner Persönlichkeit hineingegeben hat«. Das menschliche Handeln nur um der Bewegung, um des Beschäftigtseins willen ist zwar ein verbreitetes Mittel der angstvollen Menschen unserer Welt, der bedrückenden Leere unerfüllter Zeit zu entfliehen, doch hat es mit dem Leben der Tat nur den äußeren Anschein gemein. Das tätige Leben ist ein Leben sinnvollen Handelns. Es dürfte schwerfallen, unter den Männern der heutigen deutschen und selbst europäischen Politik viele zu finden, die sich der gleichen Unbestechlichkeit, der gleichen Gefeiltheit gegenüber den mannigfachen Anfechtungen totalitärer Staaten rühmen können, die Gustav Dahrendorf wie selbstverständlich aus dem Innersten seiner Persönlichkeit erwuchs. Denn wie kommt ein Mann dazu, Beruf und Sicherheit aufzugeben, sich in Konzentrationslager und Zuchthaus werfen, prügeln und mißhandeln zu lassen, um des Kampfes gegen den Totalitarismus willen? Er kannte keinen Kompromiß mit den Mächten der Unfreiheit. Noch im Jahre 2002 schrieb Ralf Dahrendorf: »Bis heute ist für mich die Welt meines Vaters der Inbegriff des Guten in der deutschen Tradition.«

Wie viele Parallelen mit Ralfs späterem Leben! Auch sein so vielfältiges Schaffen beschrieb die Kraft seiner Persönlichkeit, und sein Leben bestand aus »sinnvollem Handeln«. Sein Wirken war geprägt durch die Erfahrung des bejubelten Nationalsozialismus; wie die

Besten seiner Generation wollte er aus der Vergangenheit lernen, um demokratische Zukunft zu gestalten. Mit eigenen Augen erlebte der Sohn die Erniedrigung des Vaters, eine Erinnerung, die seinen lebenslangen Einsatz für Anstand in der Gesellschaft bedingte.

Ralf selbst wurde als Mitglied einer kleinen Opponentengruppe unter Schülern in ein Konzentrationslager verschleppt, sein Leben ist Beweis für Heines Glauben, daß »Freiheitsliebe eine Kerkerblume ist«. Die Blume hat sein Leben bestimmt – und unsere Welt bereichert.

Ralf Dahrendorf war ein freier, großer Mann, der in so vielen Bereichen Großartiges geleistet hat: als führender Wissenschaftler, als Lehrer, als Mahner in der Öffentlichkeit, als Politiker, als Parlamentarier und stets als engagierter Beobachter. Er war wohl der erste deutsche Sozialwissenschaftler, der die neuen Wege anglo-amerikanischer Wissenschaft übermittelte in fairer, kritischer Sicht. Nach dem deutschen Doktorat erhielt er seinen zweiten Doktor an der berühmten London School of Economics, von wo er 1954 zurück nach Deutschland kam – als Links-Liberaler – wobei das Liberale seine Lebenssignatur wurde. In den Jahren 1957-1958 war er Fellow am Center for Advanced Study in Kalifornien – hier begann unsere lebenslange Freundschaft.

Er hat in der frühen Bundesrepublik für ein demokratisches Erziehungswesen gefochten, er hat das grundlegende Werk über die Aufgaben der Bundesrepublik im Hinblick auf die Vergangenheit geschrieben: *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*. Er hat als junger Professor an deutschen Universitäten gelehrt, die Universität Konstanz hat er mitbegründet. Er hat Universitäten 1968 gegen Gewalt verteidigt und begann eine politische Karriere in der damals liberalen FDP, wurde Abgeordneter im Stuttgarter Landtag und später im Bundestag, war Parlamentarischer Staatssekretär im Walter-Scheelschen Auswärtigen Amt während der sozialliberalen Koalition, wurde Kommissar in Brüssel; er war und blieb »ein deutscher Europäer«, der die Schwächen Brüssels besser verstand als viele der heutigen Kritiker und Nörgler; von 1974 bis 1984 stand er der London School of Economics vor, später für ein Jahrzehnt dem

St. Antony's College in Oxford – in allen seinen Verantwortungen hat er Institutionen und Menschen bereichert.

Bei aller Leidenschaft, die er seinen Tätigkeiten widmete, fehlte es nie an Kritik und Selbstkritik; auch darin war er ein Mann der Aufklärung. Er verhehlte nicht seine privaten, oft sehr scharfen Gedanken über Mitbürger und Institutionen, die kritische Sicht war ihm angeboren. Er machte sich auch Gedanken über den Orden, über sein Befinden und oft auch, eher traurig, über die Nicht-Gewählten.

Was ihn von früh an auszeichnete, war sein Verständnis für die notwendigen Bedingungen der Freiheit, daher auch die empirischen Studien der unabdingbaren sozialen Umwelt. Wie einer seiner Vorbilder, Alexis de Tocqueville, hat Dahrendorf stets das soziale Umfeld berücksichtigt und grundlegende Schriften zur politischen Kultur in Deutschland, England und Amerika verfaßt.

Er war ein begnadeter Schriftsteller und Redner in mindest zwei Sprachen: Karg, pointiert, von blendender Präzision, Analyse vermenschlicht durch Ironie und dem Leser übergeben mit offenen Fragen zum Nachdenken. Als junger Soziologe, mit beneidenswerter europäischer Bildung ausgerüstet, war er bereits ein führender Geist in seinem Fach – mit dem sehr bald und hoffnungsvoll der Name Max Weber verbunden wurde.

Der gebürtige Hamburger hatte von jeher eine besondere Verbindung zur anglophonen Kultur; als junger Mann Student in London, auf einem primitiven Frachter erreichte er Amerika, alles Neue mit kritischer Empathie aufnehmend. Von Brüssel zog er nach London – ein symbolträchtiger Wechsel; dort wurde er wie kein anderer Ausländer als geistige Autorität wahrgenommen; die Königin schlug ihn zum Ritter, 1988 wurde er britischer Staatsbürger, 1993 erhielt er eine *life peerage*, die ihn zum Mitglied des englischen Oberhauses machte, eine Verantwortung, die er freudig wahrnahm – ohne sein Wirken in Deutschland einzuschränken. In den letzten Jahrzehnten lebte er an vielen Orten, reiste und raste um die Welt, gefordert von Gremien und breitem Publikum. Sein besonderes Engagement galt dem englischen Oberhaus, aber ich habe ihn auch als engagierten Bürger im kleinen Bonndorf im Schwarzwald erlebt.

Ein leichtes Leben war ihm fremd, er wußte, daß »mich kaum etwas aus der Unruhe« bringen kann. Er konnte sie verbergen, diese Unruhe, aber sie war Triebfeder seiner Kreativität. Und doch, es gab den privaten Ralf, den Vater und Freund, den Dichter, der sich selbst so sehr im Griff hielt, daß er viel von seinen musischen Neigungen dem öffentlichen Leben opferte. Seine Förmlichkeit verschleierte die Zuneigungen, auch die Liebe, die er empfand – und um diese Seite auch nur anzudeuten, darf man seine frühe, nie erloschene Liebe zu Italien erwähnen.

Dahrendorfs außergewöhnliches Ansehen setzte er um in Wirksamkeit. Die unwahrscheinliche Zahl von Ehrendoktoraten aus aller Welt bezeugt dieses Ansehen, das er genoß – im doppelten Sinne des Wortes. Er, der die Werte des Westens verstand und verkörperte, konnte die Selbstbefreiung des Ostens 1989 miterleben und mitgestalten: Für ihn, wie für viele von uns, war 1989 das freudigste Jahr in unserem politischen Leben.

Als er 2004 in den Orden eintrat, galt noch, wie er sich zu jener Zeit beschrieb: »... so bin ich in Wahrheit immer achtundzwanzig gewesen und werde das wohl auch für den Rest meiner Tage bleiben.« Wir können uns dankbar an seine Teilnahme erinnern, gekennzeichnet durch geistige Brillanz, durch kühne Weisheit und durch seinen strengen Charme.

Sein Vortrag im Orden in Wien 2004 über die Arbeitsgesellschaft war ein Beispiel seiner Fähigkeit, innovative Analyse mit empirischen Belegen zu verbinden, wie auch das Strukturelle mit menschlichem Leben, und beides zu vertiefen durch Hinweise auf die griechische Antike, auf Karl Marx und auf die neueste Literatur. Er schloß seinen Vortrag mit einem Bekenntnis zur offenen Gesellschaft: »Ich weiß vor allem, daß es auch ganz anders kommen kann, sogar zur Rückkehr zur alten Arbeitsgesellschaft in ihrer ganzen überlebensnotwendigen Härte.« In fast jeder Unterhaltung mit ihm spürte man sein blitzartiges Urteilsvermögen, intuitiv verbindend sein Wissen und seine Interessen.

Seine letzten drei Jahre waren erschwert durch nie ganz besiegte Krankheiten, in denen er die Fürsorge seiner Familie und Freunde

spüren konnte. Und selbst dieser harten Zeit der ungewohnten Schwäche hat er viel Arbeit abgetrotzt. Die Plagen des Alters aber blieben ihm nicht erspart.

In den letzten zwei Jahrzehnten in gemeinsamem Gedankenspiel spekulierten Ralf und ich gelegentlich, was alles im neuen Jahrhundert verlorengehen würde: Autos, Zeitungen, die alte Universität, und wie, wenn überhaupt, würden sie ersetzt werden?

Daß Ralf selber nicht mehr leben würde, das war und bleibt unvorstellbar, für ihn gibt es keinen Ersatz, nur Dankbarkeit und Vertiefung in seinen Geist.

Wir alle werden ein großartiges Mitglied vermissen, ich beklage meinen ältesten Freund.

FESTVORTRAG

ALBRECHT SCHÖNE

DER KRIEGSKOMMISSAR GOETHE

Verehrter, lieber Herr Altbundespräsident,
meine Damen und Herren!

In die große Schlacht gegen Napoleon bei Jena und Auerstädt zog am 10. Oktober 1806 auch Weimars Scharfschützenbataillon (mit 744 Mann – 296 von ihnen kehrten zurück). Goethe vermerkte im Tagebuch: »Starcker Truppenmarsch durch die Stadt und die Gegend. Bey der Herzoginn Mutter zu Tafel«. Und was sich in dieser Gesellschaft ereignete, wird so erzählt: »als alle andern begeistert waren und an nichts als an Kriegslieder dachten, sagte Wieland eines Abends bei der Herzogin Amalia: ›Warum schweigt nur unser Freund Goethe so still?‹ – da sagte Goethe: ›Ich habe auch ein Kriegslied gemacht!‹ – Man bat ihn schön, es zu lesen. Da hub er an und las sein Lied: ›Ich habe meine Sach' auf nichts gestellt!‹ – Was ihm Wieland noch zwei Jahre nachher übel nahm.« Zur Schlacht fürs Vaterland ermunterte das auch wirklich nicht. Sechste Strophe:

Ich setzt' mein Sach' auf Kampf und Krieg,
Juchhe!

Und uns gelang so mancher Sieg.
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde sollt's nicht viel besser sein,
Und ich verlor ein Bein.

In unsere Soldatenliederbücher sind diese Verse nicht eingegangen. Ihrem Verfasser aber, seit 1776 Mitglied des dreiköpfigen Geheimen Consiliums, der obersten Behörde Sachsen-Weimar-Eisenachs – ausgerechnet ihm hatte der Herzog Carl August 1779 die Leitung auch seiner Kriegskommission überantwortet. Sieben Jahre lang, bis zum Antritt der Italienischen Reise, hat Goethe ihm in diesem Amt gedient und am Ende von seinem regierenden Herrn erklärt, daß ihm die Kriegslust doch »wie eine Art Krätze« unter der Haut sitze. In diesen Funktionen (als Minister im Kabinett und Ressortchef des Kriegsministeriums, könnte man sagen, wenn das für den Weimarer Zwergstaat nicht allzu anspruchsvoll klänge) hat er ein Schreiben an seinen Fürsten verfaßt, von dem gelten mag, was er später von seinen autobiographischen Aufzeichnungen erklärte: Sie streifen »an die Weltgeschichte, oder die Weltgeschichte wenn man so will streift an sie«. Um diesen Brief geht es jetzt und dann noch um eine Handzeichnung Goethes. Und um die Begleitumstände.

Ende 1775 hatte der 18jährige Herzog den damals 26jährigen bürgerlichen Advokaten und Poeten nach Weimar geholt. Was sich der in Verwaltungs- und Regierungsgeschäften unerfahrene Seiteneinsteiger dort nach und nach aufhalsen ließ oder aus freien Stücken unternahm, hat Herder später mit spitzer Feder notiert: »Er ist also jetzt Wirklicher Geheimer Rat, Kammerpräsident, Präsident des Kriegscollegii, Aufseher des Bauwesens bis zum Wegbau hinunter, dabei auch Directeur des Plaisirs, Hofpoet, Verfasser von schönen Festivitäten, Hofopern, Balletts, Redoutenaufzügen, Inskriptionen, Kunstwerken etc. [...] und, so Gott will, bald der maior domus sämtlicher Ernestinischer Häuser, bei denen er zur Anbetung umherzieht. Er ist [durch kaiserliches Adelsdiplom] baronisiert, und an seinem

Geburtstage (wird sein der 28. August a. c.) wird die Standeserhebung erklärt werden.«

Unempfänglich war er dafür keineswegs. Es komme ihm wunderbar vor, gestand er der Charlotte von Stein, daß er, »wie im Traum, mit dem 30ten Jahre die höchste Ehrenstufe, die ein bürger in Teutschland erreichen kan, betrete«. Aber als er einem spöttisch-kritischen Freund entgegenhielt, allemal sei Weimar »ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde«, meinte er doch auch schon »das durchaus Scheisige dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen«.

Das Personal seiner Kriegskommission bestand aus einem nachgeordneten Kriegsrat, zwei Kanzleibeamten, einem Aushilfsschreiber, einem Montierungs-Inspektor. Zuständig war diese Behörde für alle Geschäfte der Militärverwaltung, für Etataufstellungen, Besoldungs- und Pensionsregelungen, Montierung und Armierung. Mit Desertionsangelegenheiten und der Musterung neuer Rekruten hat ihr Leiter sich ebenso befaßt wie mit der zivilberuflichen Ausbildung von Soldatenkindern und der Hinterbliebenenfürsorge. Das alles war mit vielen, mitunter geradezu absurd anmutenden Quisquilien verbunden. Der ›Die Leiden des jungen Werthers‹ binnen eines Monats hatte zu Papier bringen können, verbrachte sehr viel mehr Zeit jetzt mit der Regulierung von Offiziersschulden, mit der Qualitätsverbesserung des Kommißbrots oder mit Schreibereien um den strittigen Ersatz der Wildlederhose eines desertierten Husaren; sogar die abgetragenen Uniformen der aufgelösten Weimarer Landmiliz hat er »Stück für Stück genau durchsehen laßen«, sie »auch nachhero selbst in Augenschein genommen« und zur Entlastung der Kriegskasse verfügt, daß daraus Montierungen für den Alltagsgebrauch der Infanteristen zusammengeschnaidert würden. Denn angesichts der maroden Staatsfinanzen unterwarf er das aristokratische Spielfeld des Militärwesens strikter bürgerlicher Sparsamkeit.

Bei Carl Augusts Regierungsantritt 1775 unterhielt das Land noch etwa 532 Infanteristen (zum Wachdienst vor Toren, Brücken, Schlössern und dem Zuchthaus), 38 Husaren (die fürstliche Besucher eskortierten, Streifpatrouillen gegen Gesindel und Zigeuner, Eilboten-

dienste oder Hilfeleistungen bei Feuersbränden übernehmen) und 10 Artilleristen (die bei feierlichen Gelegenheiten Kanonenschüsse abfeuerten und für das Zeughaus zuständig waren). Aber schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt heißt es im Tagebuch des neuen Kriegskommissars: »Dunckler Plan der Red[uktion] des Mil[itärs].« Das ließ sich freilich erst ins Werk setzen, nachdem Goethe 1782 auch für die oberste Finanzbehörde des Landes zuständig wurde und unter dem Druck der desolaten Haushaltslage entschiedene Kürzungen durchsetzen konnte. Den Etat seiner ›Kriegskasse‹ von zunächst fast 68 000 Reichstalern strich er auf rund 30 000 zusammen, reduzierte dafür die Infanterie um mehr als die Hälfte.

Auch mit seinen »paar Männchen«, wie Goethe sich später auszudrücken beliebte, geriet das kleine Herzogtum ins Spiel der großen Mächte, als mit dem ›Bayerischen Erbfolgekrieg‹ eine neue militärische Auseinandersetzung zwischen Österreich und Preußen drohte. Lange schon zielte die Politik der Wiener Hofburg auf eine Herrschaft über Bayern, um den Verlust Schlesiens wettzumachen, Habsburgs Position im Reich zu festigen und seinen Einfluß in Europa zu stärken. Als bald nach dem Tod des kinderlosen bayerischen Kurfürsten ließ der risikofreudige junge Kaiser Joseph II., Mitregent seiner sehr viel vorsichtiger gestimmten Mutter Maria Theresia, Truppen in Niederbayern und der Oberpfalz einmarschieren. Der alte Preußenkönig hingegen suchte diese Dominanz Österreichs über den süddeutschen Raum abzuwehren, stellte sich als Verteidiger der Reichsverfassung und Verfechter reichsständischer Libertät dar und zeigte sich abermals zum Krieg entschlossen. So hatten die deutschen Kleinstaaten von neuem zu befürchten, was sie aus dem Siebenjährigen Krieg schon kannten: Durchzüge und Einquartierungen fremder Truppen, deren Raubüberfälle und Verwüstungen und überdies, als nächstliegende Folge, Rekrutierungen ihrer Landeskinder durch die rivalisierenden Großmächte.

Im April 1778, wenn sich Kaiser und König bereits zu ihren Truppen begeben haben, heißt es in Goethes Tagebuch: »erwachend Kriegsgefühl«. Im Mai unternimmt der Herzog Carl August eine

rasch anberaumte informelle Informationsreise nach Preußen, läßt sich vom Legationsrat Goethe begleiten und besichtigt mit ihm die Potsdamer Exerzierhalle des ›Langen Stalls‹, eine Parade dann und die Gewehrfabrik, das Waffenlager im Berliner Zeughaus, Übungen auf dem Exerzierplatz am alten Brandenburger Tor und auf der Rückreise ein Manöver noch bei Aken. Ungehalten bemerkt man, wie wortkarg, ja hochmütig »der berühmte Verfasser des ›Werther‹ und des ›Götz von Berlichingen‹« sich aufführt im Kreis der preußischen Heerführer und ihrer Offiziere. Georg Forster weiß zu berichten, daß er in Berlin »allgemein misfallen hat, und seiner Seits auch mit der verdorbenen Brut so unzufrieden gewesen ist«.

Was ihn freilich faszinierte auf dieser Erkundungsreise in den »Lärm der Welt und der Kriegsrüstungen«, verraten seine vertraulichen Briefe an Charlotte von Stein: »ich scheine dem Ziele dramatischen Wesens immer näher zu kommen, da michs nun immer näher angeht, wie die Gosen mit den Menschen, und die Götter mit den Gosen spielen.« – »Es ist ein schön Gefühl an der Quelle des Kriegs zu sizzeln in dem Augenblick da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königstadt, und Leben und Ordnung und Überfluss, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen bereit für sie geopfert zu werden.« Keineswegs erwachende Kriegsbegeisterung überkommt ihn da. Als Dramatiker eben studiert er das Räderwerk des Welttheaters, das sich hier abspielt, und sein »schön Gefühl an der Quelle des Kriegs« gilt der Einsicht in die strukturellen Mechanismen dieses Geschehens. Im Brief an Frau von Stein setzt er das Gleichnis einer Turmuhr dafür ein, deren unsichtbare Walze die Musik macht und die Spielfiguren kreisen läßt – mit den Initialen *FR* steht sie für den schon im Feldlager befindlichen, abwesenden Beweger Fridericus Rex.

Am 1. Juni kehrten der Herzog und sein Legationsrat nach Weimar zurück (der hat Berlin nie wieder betreten), und im Juli setzte »die grose alte Walze *FR*« ihre »Puppen« in Bewegung. Die rückten in Nordböhmen ein, lieferten sich aber nur kleinere Scharmützel mit den Österreichern und zogen sich hungernd schon im Oktober in Winterquartiere zurück, um ihre durch die Ruhr und durch massen-

hafte Desertionen dezimierten Regimenter für einen Feldzug im kommenden Frühjahr wieder aufzufüllen.

Mit den benachbarten Fürstentümern sollte ebendafür auch Sachsen-Weimar-Eisenach in reichsständische Pflicht genommen werden. Im Dezember ersuchte der zuständige General von Moellendorff, ihm Weimarer Rekruten zu überstellen und überdies preußische Werbung auf herzoglichem Territorium zu genehmigen. Sein Verhandlungspartner von Fritsch, ranghöchster Beamter im Geheimen Consilium, der das abzuwehren suchte, war da noch Leiter der Kriegskommission. In zunehmend bedrohlicher Lage aber übertrug der Herzog Anfang Januar dieses Amt auf Goethe. Jetzt überschlugen sich die Ereignisse. Während der General zurückschrieb, sein König sei »unendlich befremdet« und wiederhole sein Ersuchen »auf das freundschaftlichste, aber inständigste«, fielen schon preußische Husarentrupps ein, wollten Deserteure greifen und entführten dabei Weimarische junge Leute. So wandte sich Carl August an Friedrich den Großen selbst, berichtete von solchen Übergriffen und bat, von Soldatenwerbungen in seinem Herzogtum abzusehen.

Als dessen Antwortschreiben aus dem schlesischen Hauptquartier überbracht wurde, trat am Morgen des 9. Februar 1779 in Gegenwart des Herzogs das Geheime Consilium zusammen. Mit knochenharter Konzilianz hatte der Preußenkönig auf seiner Forderung bestanden. Aber die Frage, ob man ihm »auf die eine oder die andere Weise stattgebe oder nicht«, sahen die Berater nach Ausweis des Sitzungsprotokolls »mit so unendlich viel Bedenklichkeiten verknüpft«, daß sie dem ohnehin zögerlichen Souverän für einen endgültigen Entschluß »noch biß morgen Zeit zur weitem Überlegung« zubilligten.

Carl August mag den Kriegskommissar gebeten haben, ihm dafür die gegeneinander abzuwägenden Handlungsoptionen und deren Konsequenzen noch einmal schriftlich darzulegen: übersichtlicher und folgerichtiger, als es bei der mehrstimmigen Debatte im Geheimen Consilium geschehen war. Eher noch könnte Goethe selber das vorgeschlagen haben. Er beschränkt sich jedenfalls nicht darauf, die im Consilium von den einzelnen Mitgliedern vorgebrachten

Gesichtspunkte noch einmal zusammenzufassen, sondern ordnet und vereinheitlicht sie, übergeht dabei manches oder ergänzt, setzt auch durchaus andere Akzente und bringt neue Überlegungen ein.

Der Brief, den Carl August am nächsten Morgen zu lesen bekam, sieben Seiten lang, hing also unmittelbar mit Goethes Amtsgeschäften zusammen, kam als persönliches Privatschreiben freilich nicht in die amtlichen Akten, gelangte wohl allein zur Kenntnis des Herzogs. In der Sache nicht mehr als ein kleines Weimarer Sandkastenspiel, war das als solches doch ein meisterliches Lehrstück strategischen Denkens und ist auf seine Art: große Literatur. So auf den Punkt genau formuliert und von solcher Stringenz der Gedankengänge, daß es geradezu ein Paradebeispiel von Politikberatung abgibt. Ich müßte sehr viel länger reden, als ich darf, um das nicht nur zu behaupten, fasse also abkürzend zusammen –

Nach der Antwort des Königs, schreibt Goethe eingangs seinem Gnädigsten Herrn, bleibe nun nichts übrig, als dass man eine baldige und feste Entschliesung fasse, wie man sich auf ein oder die andre Weise betragen wolle. Dafür sei es am besten, daß man Weimars Optionen sachgemäß und ohne Übertreibungen gegen einander stellte und die Folgen eines jeden überdächte, soweit man sie mit einem zwar uneingenommenen, aber freilich immer beschränkten Geiste vor auszusehen im Stande ist.

Der allgemeine Lehrsatz, den dieser Fürstenerzieher seinem 21jährigen Zögling hier einschärft, formuliert zugleich das Programm des auf den praktischen Fall gerichteten nachstehenden Textes. Indem er die möglichen Verhaltensweisen Weimars und deren jeweils absehbare oder mutmaßliche Folgen skizziert, gibt er Entscheidungshilfen, aber keineswegs doch Handlungsanweisungen oder auch nur Verhaltensvorschläge. Nicht was Carl August zu beschließen habe, trägt ihm sein Ratgeber vor, sondern wie er zu einer Entscheidung kommen sollte. Auch als Kriegskommissar hält er sich gegenüber der beschließenden Gewalt des aufgeklärt-absolutistischen Fürsten an die Befugnisse des Geheimen Consiliums als eines in allen gewichtigen und nicht nach bestehendem Recht zu regeln-

den Angelegenheiten nur mehr deliberierenden Gremiums, dessen Voten sich also im Vorfeld des politischen Handelns bewegen – wie jede korrekte Politikberatung, die nicht aus dem Kreis der eigentlich Entscheidungsbefugten kommt.

Eine *baldige und feste Entschliesung* verlangt das königliche Schreiben, indem es den zögerlich schwankenden Herzog unter Zugzwang setzt. So wird das Gedankenspiel eröffnet, das Goethes Brief jetzt Schritt für Schritt und mit allen denkbaren Alternativen entwickelt.

Gesetzt also man fügt sich dem Begehren des Königs, so müßte Weimar als nächstes entscheiden, ob es eigenmächtige preußische Werbungen erlauben und sie dann entweder ohne zahlenmäßige Begrenzung zulassen oder doch versuchen will, sich mit dem Gegenspieler über *eine gewisse Anzahl abzugebender Mannschafft* zu verständigen. *Erwählt man das erste*, so werden diese *gefährliche Leute sich festsetzen*, das Freiwilligkeitsprinzip solcher Söldnerwerbungen mit *List und heimlicher Gewalt* durchbrechen, *eine grose Anzahl wegnehmen* und selbst die im Weimarer Militär dienenden Soldaten abzuwerben versuchen. Bei begrenzter *Anzahl abzugebender Mannschafft* hingegen könne man *nicht versichert seyn dass es dabey bleiben wird*. Weil man doch merkte, daß es in den Krieg ginge, wären Fluchtversuche abzusehen und würden *Händel entstehen*, welche man zum Anlaß nähme, die vereinbarte Zahl anzuwerbender Söldnersoldaten zu überschreiten.

Entschiede der Herzog grundsätzlich, daß Weimar sich fügt, gäbe es aber noch eine dritte Option, welche die Preußen gar nicht erst ins Land ließe: *Will man endlich sich entschliessen eine Auswahl selbst zu machen und ihnen die Leute auszuliefern; so ist darinn wohl fürs ganze das geringste übel aber doch bleibt auch dieses, ein unangenehmes verhasstes und schaamvolles Geschäft. Und wahrscheinlich ist man mit allem diesem doch nicht am Ende des Verdrusses*. Weil Goethe wohl nicht damit rechnete, daß sich eine genügend große Anzahl von Landeskindern freiwillig zu diesem Kriegsdienst bereit finden würde, hatte er schon in der vorangegangenen Consiliums-Besprechung klipp und klar erklärt, der Herzog müsse determinieren, »wie

sodann die erforderliche Leute zusammenzubringen und biß zu deren Ablieferung zu verwahren seyen«. Jetzt nennt er, falls man der preußischen Forderung nachgeben wollte, eine solche Regelung *wohl fürs ganze das geringste übel* (und was *fürs ganze* meint, verdeutlicht ein späterer Satz: Es sei des Herzogs *Pflicht, Gesinnung und Wunsch, seine Lande und Unterthanen vor den Beschwerde des benachbarten Kriegs auf das möglichste zu schützen*). Hier, nur hier bedenkt er nicht allein *uneingenommen* die *Folgen*, sondern trägt, höchst eingenommen, eine nicht mehr verantwortungsethische, sondern gesinnungsethische Bewertung vor, in eigener Sache nämlich. Kein geringes Übel sei das, vielmehr nur das vergleichsweise noch *geringste*, aber allemal doch ein *unangenehmes verhasstes und schaaamvolles Geschäft*. Denn ebendafür wäre am Ende die Kriegskommission zuständig – Goethes eigenes Geschäft müßte das sein. Und es hätte verheerende Konsequenzen: *Diese mit Gewalt in fremde Hände gegebne Leute werden in kurzem desertiren, und in ihr Vaterland zurückkehren, die Preusen werden sie wieder fordern, im Fall sie fehlen, austreten oder sich verbergen, an ihrer Stelle andre wegnehmen. Diese Plage wird mit iedem Herbste wiederkommen. Wie sie sich gewiss auch nicht begnügen werden, wenn man ihnen einmal Mannschaft stellt, mit iedem Frühiahr werden sie [eine längere Kriegsdauer vorausgesetzt] diese Anforderungen erneuen.*

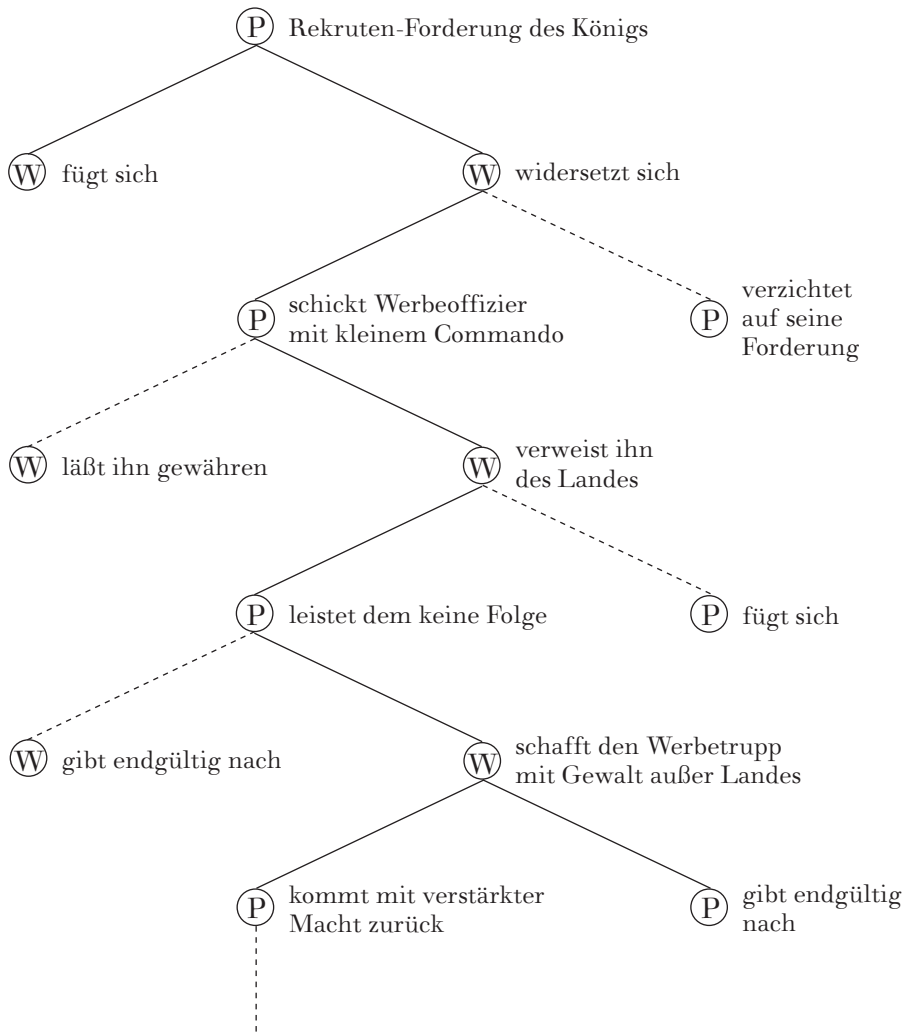
Für alle drei bisher durchdeklinierten Spielarten eines grundsätzlichen Nachgiebigkeitsentschlusses gilt endlich die Abschätzung der Folgen auf seiten der zweiten kriegführenden Macht, die in der nahen Festung Petersberg über Erfurt eine kaiserliche Garnison unterhält: *Das nächste was zu befürchten steht, ist dass sie gleichfalls Werbung in den fürstl Landen einzulegen verlangen, so dass man von beyden Seiten wird gedrängt seyn und die oben hererzählte Verdrüsslichkeiten doppelt ia dreyfach auszustehen haben wird.*

Was nun, wenn der Herzog, *um diesem Übel auszuweichen die andre Seite ergreifen, und des Königs Gründen womit er seinen Antrag unterstützt kein Gehör geben wollte?* Zunächst sei wohl noch Zeit für einen Versuch, die in gleicher Weise durch preußische Soldatenfor-

derungen bedrängten Reichsstände zu einem gemeinsamen Widerstand zu mobilisieren. Diese Passage hat ein anhaltend lebhaftes Historikerinteresse auf unseren Brief gelenkt, seit man 1893 behauptet hatte, es könne »kein Zweifel darüber sein, daß man es in dem Rathschlag unsers Dichters mit nichts Geringerem, als mit der eigentlichen Ursprungsidee des [tatsächlich sechs Jahre später gebildeten, freilich preußischen Interessen folgenden sogenannten] Fürstenbundes zu thun hat und es ist sehr merkwürdig, daß einer der letzten Versuche, der alternden Verfassung des Reichs neues Leben einzuflößen, jedenfalls von Goethe aufs Eifrigste unterstützt und befürwortet, wenn nicht ausgegangen ist«. Das ist nachweislich haltlos. Ich halte Sie damit also nicht weiter auf und referiere die Fortsetzung des Planspiels, bei der Goethe die möglichen Schritte der Akteure imaginiert, falls sich der Herzog *dem Könige widersezzen* wollte.

In Anlehnung an Darstellungsweisen der Entscheidungstheorie könnte man das, abkürzend, wohl mit Hilfe des nebenstehenden Spielbaumes verdeutlichen, welcher die gedachten Züge eines endlichen strategischen ›Zweipersonenspiels‹ abbildet, bei dem (P)reußen ein Maximum des Nutzens, (W)eimar ein Minimum an Schaden erstrebt. ›Knoten‹ markieren hier die Entscheidungen des jeweiligen Spielers, die abhängig vom vorangegangenen Zug des Gegners erfolgen und ihn seinerseits vor die durch ›Äste‹ bezeichnete nächste Alternative stellen.

Wollte sich Weimar nach dem Eröffnungszug des Königs also nicht fügen (1. Endknoten links), sich seiner Rekrutenforderung vielmehr widersetzen, müsse man sich darauf vorbereiten, daß die Preußen nicht schon aufgäben (1. Endknoten rechts), sondern ein *Werbeoffizier mit einem Commando*-Trupp einrückte, der eigenmächtig tätig würde. Ließe man den nicht gewähren (2. Endknoten links), sondern verwies ihn des Landes, könnte der Gegner sich seinerseits fügen (2. Endknoten rechts) oder dem keine Folge leisten. Wollte Weimar dann nicht endgültig nachgeben (3. Knoten links), so wäre zu überlegen, ob man diesen Werbetrupp *arretiren und aus dem Land bringen, und wie weit man mit der Gewalt wenn er sich widersezzen sollte gehen wolle*. Das freilich wäre Weimars letzter Zug. Schaffte



© DH

man die Werber tatsächlich gewaltsam außer Landes, und würden die Preußen daraufhin nicht ihrerseits endgültig nachgeben (3. Knoten rechts), so entstünde *die neue Frage was man thun will, oder vielmehr thun muss wenn sie mit verstärckter Gewalt wiederkommen*. Tatsächlich versteht sich's, daß es da gar keine *neue Frage* gäbe, keinen Handlungsspielraum nämlich, keine weitere Entscheidungsalterna-

tive mehr. Gegenüber Weimar mit seinen »paar Männchen« käme alle politische Macht jetzt aus den preußischen Gewehrläufen.

Nur bleibt in Goethes Abschätzung offen, wie sich der König tatsächlich verhalten würde. *Zwar lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass die Preusen selbst es zu einem öffentlichen unangenehmen Ausbruch [also zu offenen Kampfhandlungen] nicht werden kommen lassen, und wenn sie Standhaftigkeit sehen, sich begnügen [uns] in der Stille zu necken, und hier und da einigen Abbruch zu thun. Doch kan es auch seyn dass der König durch den gegenwärtigen Mangel an Leuten gedrängt, über die Achtung hinausgeht, die er gern zu seinem eignen Vorteil für die [kleineren Reichs-]Fürsten bezeugte, daß er also seinen hinaus geschafften Werber mit verstärckter Macht wieder hereinführen werde.* Dann würden sich diese Truppen als Besatzungsmacht *hier und da einquartieren* und müßten *auf Unkosten des Landes unterhalten werden.* Es würden *alle Übel der Werbung sich gehäuft ausbreiten, und die Rache die dazu käme, würde alle Mäßigung aufheben.* Man würde *mit offenbarer Gewalt brauchbare, verheurathete, angesessene Leute mit wegnehmen, man würde den Unterthan vor Prellereyen und Bevortheilungen nicht schützen können.* Für den Fall also, daß der Herzog sich standhaft zum Widerstand entschließe, schreibt der Politikberater seinem letztmöglichen Zug sehr wohl die Chance eines vergleichsweise glimpflichen Ausgangs zu – aber zugleich doch das Risiko einer vollständigen Katastrophe für das kleine Herzogtum. Nichts mehr bliebe dann als eine resignierende, das Verhältnis zu Preußen belastende Beschwerde vor dem Reichstag, von dem man sich *bey gegenwärtigen Umständen nur eine leere Theilnehmung zu versehen hätte.* Weimar wäre am Ende aller Optionen, wäre »matt«.

Indem dieser Brief die virtuellen Züge und Gegenzüge der politisch-militärischen Auseinandersetzung imaginiert, sie *gegen einander* stellt und ihre *Folgen* erwägt, gleichen seine gedanklichen Operationen in der Tat den antizipierenden Kalkulationen eines Schachspielers. Goethe selbst hat die Politik einmal als »das Schachspiel dieser Erde« bezeichnet. Und als im Januar das abwehrende Schreiben des Herzogs an den übermächtig im Vorteil stehenden Preußenkönig

ging, notierte er im Tagebuch: »Wir haben noch einige Steine zu ziehen dann sind wir matt.«

Das grammatische Instrumentarium, das solche Gedankengänge ermöglicht und sie zur Sprache bringt, ist ein jedenfalls in seiner Konsequenz höchst ungewöhnlicher Tempus- und Modusgebrauch. Die wechselseitig voneinander abhängigen Entscheidungen Preußens und Weimars stellen sich in Konditionalgefügen dar. Ausgelöst also durch die preußische Eröffnung, geht allemal ein bedingender Teilsatz dem bedingten Satz voraus (*Gesetzt man fügt sich dem Begehren des Königs – so kan | Bleibt man dabey sich dem Könige widersezzen zu wollen – so muss man | Wäre dieses – so würde er*). Selten nur verwendet der Briefschreiber ausdrücklich ein in den Konjunktiv gesetztes Futur. Aber auch seinen im Indikativ des Präsens gehaltenen Bedingungssätzen (*Erwählt man – | Will man –*), die auf *bal-dige und feste Entschliesung* ausgerichtet scheinen, gibt der Kontext futurische Bedeutung und den gleichen konjunktivischen Geltungsvorbehalt, der den im Indikativ eines prognostischen Futurums gehaltenen bedingten Teilsätzen dieser Konditionalkonstruktionen zukommt (*– so wird man | – die Preusen werden*). Dabei markieren eingesetzte oder unterstellte disjunktive Konjunktionen (*entweder – oder*) die beiderseitigen Entscheidungsalternativen. Modale Wendungen schließlich (*was zu befürchten steht | Zwar lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen | Doch kan es auch seyn dass*) bestimmen den Sicherheitsgrad der *Folgen eines ieden Vorgehens, so weit man sie*, gemäß der Briefpräambel, *mit einem zwar uneingenommenen, aber freilich immer beschränckten Geiste vor auszusehen im Stande ist*.

Indem sich, mit solch angemessener Vorsicht, das strategische Gedankenspiel des Politikberaters im konditionalen futurisch-prognostischen Sprachspiel seines Briefes abbildet, sitzt der Ausdruck dem Gedanken wirklich wie angegossen. Auf eine im indikativischen Präsens gehaltene, realistische Bestimmung *gegenwärtiger Lage* gegründet, erheben sich die konjunktivischen Wahrscheinlichkeitsabschätzungen des *Folgen-Bedenkers* in den Potentialis: von

dem, was ist, kraft einer freien Vorstellungsart und dank einer kontrollierten Phantasie zu dem, was sein könnte. Dergleichen hat der bei seinen Rekrutenauslesungen an der ›Iphigenie‹ oder am ›Egmont‹ dichtende Kriegskommissar später geradezu als eine, als seine »politische Poesie« bezeichnet.

Goethes Brief an Carl August kam gar nicht erst zur Sprache, als das Geheime Consilium seine Beratung am 10. Februar fortsetzte. Ein badischer Minister hatte mitgeteilt, daß man bei diplomatischen Verhandlungen zur Beilegung des preußisch-österreichischen Konflikts inzwischen nur mehr um eine Kleinigkeit streite; so könne das wohl bis in den April gehen, aber darum »wird man keinen Krieg führen«. Tatsächlich wurde im Mai 1779 in Teschen ein von Frankreich und Rußland vermittelter Friedensvertrag unterzeichnet, der Österreichs territoriale Ansprüche auf das Inn-Viertel beschränkte, also Bayerns Integrität erhielt und Preußen dafür die (spätere) Inkorporation von Ansbach-Bayreuth zugestand. Auch die Soldatenforderung Friedrichs des Großen hat sich damit erledigt. Am 9. Februar freilich war das in Weimar so wenig abzusehen, daß es in Goethes Gedankenspiel gar nicht erwogen wurde. Sein Brief ging praktisch ins Leere, hat »an die Weltgeschichte« wirklich nur gestreift. So beruht seine Bedeutung allein auf ihm selbst als literarischem Gebilde. Die realgeschichtlichen Vorgänge freilich, die dem zugrunde lagen, kamen am 10. Februar keineswegs schon zu einem Ende. So blieb es nicht bei der »politischen Poesie« nur dieses Goetheschen Briefes.

Der Kriegskommissar hatte geschrieben, falls sein Herzog dem Verlangen der Preußen nachgeben wollte, würde es wohl *das geringste übel sein, eine Auswahl selbst zu machen und ihnen die Leute auszuliefern*. Das verstand sich durchaus nicht als definitive Empfehlung. Aber da Goethe selber wenig später tatsächlich Rekrutenauslesungen vornahm (›Musterungen‹ würde man heute sagen), hat man aus dieser zeitlichen Nähe auf einen ursächlichen Zusammenhang geschlossen und vermutet oder für wahrscheinlich erklärt, schließlich

schlankweg behauptet, unter seiner Aufsicht habe man damals Weimarer Landeskinder für den Krieg gegen Österreich ausgehoben und ausgeliefert, ja sie geradezu an Preußen verkauft. Solche Wadenbeißerei macht Effekt in unseren Medien.

Aber so war es keineswegs. Bei unvoreingenommenem Aktenstudium läßt sich das eindeutig erweisen. Untersuchungen und Befragungen der jahrgangsweise einbestellten Musterungspflichtigen wurden im Weimarer Herzogtum turnusmäßig alle drei Jahre vorgenommen, und die nächsten regulären Auslesungen standen in ebendiesem Frühjahr 1779 an. Nichts deutet darauf hin, daß sie diesmal einer Aushebung von Soldaten für Preußens Krieg gegen Österreich hätten dienen sollen. Als man am 21. Februar rechte »Menschen-Rauberey« auf herzoglichem Territorium befürchtete, wenn im Frühjahr die preußischen Truppen gegen Österreich ins Feld ziehen würden, so daß dagegen Weimars Soldaten einzusetzen wären, da votierte Goethe, man müsse auch diese Schutztrupps selber vor Entführungen durch die Preußen sichern, und fügte hinzu: »Nicht weniger wird es nothwendig seyn die vorzunehmende Auslesung, und die dazu zusammenbeordnete Leute auf ihren Weegen sicher zu stellen.« Selbst der Hintergedanke einer möglichen späteren Überstellung dieser jetzt auszulesenden Rekruten in das kriegführende Preußenheer ist damit unverträglich.

Schließlich lag am 25. Februar im Geheimen Consilium ein Bericht des Weimarer Gesandten am Kaiserhof vor: »ganz zuverlässig« werde in Wien kolportiert, daß sich der französische Botschafter schon zur Abreise bereit halte, um mit dem russischen Bevollmächtigten »Friedens Preliminarien« zu unterzeichnen, sobald die erwartete Zustimmung von preußischer Seite eintreffe. So konnte man die Großwetterlage mit nachlassender Sorge betrachten, als sich der Kriegskommissar am 26. Februar an seine reguläre »Auslesung der iungen Mannschafft« begab, zu Pferd über Land reitend, drei Wochen lang.

Im Rathaus von Buttstädt hat ein Freund ihn dabei besucht, fand den Kriegskommissar »am Tische sitzen, die Rekruten um ihn her



und er selbst dabei an der Iphigenia schreibend«. Auch Goethes hier wiedergegebene Zeichnung wird dort entstanden, muß in dieser Amtsstube jedenfalls entworfen worden sein. Ausgeführt mit schwarzer Tuschfeder über Bleistift, grau laviert (33,8 × 36,2 cm groß im Weimarer Nationalmuseum zu sehen): Die Momentaufnahme einer dramatischen Szene. Mimik und Gestik machen anschaulich, was die beteiligten Figuren denken und empfinden, ja was sie murmeln, sprechen oder schreien mögen. Und im »prägnanten Augenblick« ist nicht nur erfaßt, was jeder gegenwärtig unternimmt, sondern zugleich, was wenig später mit ihm vor sich gehen mag.

Die Mißverständnisse und Fehldeutungen, die sich über dieses Blatt gehäuft haben, lasse ich beiseite. Vorn links im Bild, als Merkzeichen einer Soldatenauslesung gleichsam titelgebend, sieht



man die ›Werbetrommel‹, von deren Bespannung sich die Redensart herleitet, daß einer ›aufs Kalbsfell schwöre‹ oder ›dem Kalbsfell folge‹. Ein Offiziersdegen daran gelehnt. Gleich daneben am Boden ein junger Bursche,

der sich die Schuhe auszieht, um als nächster barfuß unter die gegenüberstehende Meßlatte zu treten.

Rechts vorn dann eine jammernde Frau, die sich an den (außerhalb des Bildfeldes befindlichen) Kriegskommissar gewendet haben mag, um den Schuhauszieher freizubitten, auf den wohl ihre ausgestreckte Hand noch zeigt. Jetzt wird sie von einem Soldaten barsch nach draußen gewiesen – wo, tiefer stehend auf der (noch heute am Nordflügel des Buttstädter Rathauses befindlichen) Außentreppe, ein Mann mit ältlichen Gesichtszügen beide Hände auf seinen Krückstock stützt. Er könnte darauf warten, mit welchem Ausgang sein Sohn hier gemustert wird, oder ob man ihn selber zu Auskünften über die familiären Verhältnisse aufruft. Denn außer den wirtschaftlich nutzbringenden Handwerksmeistern, Kaufleuten und ihren Lehrburschen, außer Personen in fürstlichem Dienst oder öffentlichen Ämtern und sogar besonders guten Schülern konnte immer auch einer unter mehreren Söhnen vom Soldatendienst freigestellt bleiben, ebenso ein Einzelkind, das fürs väterliche Gewerbe unentbehrlich war.



Wie dergleichen bei den Befragungen zur Sprache kommen konnte, zeigt eine in Goethes Nachlaß befindliche, in diesem Zusammen-

hang offenbar nie zur Kenntnis genommene eigenhändige Aufzeichnung des Kriegskommissars mit der Überschrift ›Revision 1780‹. Da ging es freilich nicht mehr um eine Rekrutenauslesung, sondern wohl um eine Truppeninspektion, bei der einige bereits im Militärdienst stehende Soldaten nachträglich freizukommen suchten. Was sie an Gründen vorbrachten und wie sie abgefertigt wurden von dem ihm nachgeordneten Kriegsrat von Volgstaedt, der die Verhandlung führte, scheint Goethe wörtlich protokolliert zu haben. Was er sich dabei gedacht hat, bedarf hier keiner Erläuterung mehr:

»V[olgstaedt:] Wenn du bis [17]91 dienst kommst du in deinen besten Jahren nach haus.

Sold.[at:] Das ist gar zu lang.

V[olgstaedt:] Einem Unterthan muss die Zeit nicht lang werden.

Sold Ich hab zu Hause einen alten Vater der sich nicht helfen kan.

V Das thut ihm nichts.

Sold. Ich mögte gerne weg

V Das glaub ich.

Sold. Mein Vater muss viel Steuern geben

V Desto besser, so seydt ihr reich.

Volg habt ihr was anzubringen?

S. O ja, ich –

V So geht nur hin.

S Ich bin ein Becker und verlerne meine Profession.

V. Wenn ihr [17]88 los kommt könnt ihr noch viel in eurem Leben backen

S. Ich habe einen Bruder der ganz krumme Füße hat.

V. So habt ihr sie doch nicht.«

Auf Goethes Zeichnung möchte einer der Musterpflichtigen offenbar schon bei dieser ›Auslesung‹ davonkommen. Barfüßig steht er unter der Meßlatte, und der Soldat, der dieses Instrument handhabt, greift ihm unters Kinn, weil der Bur-sche sich wohl ein wenig zu ducken sucht. Großgewachsene waren besonders begehrte Rekrutierungsobjekte: zum schnellen Nachladen der langläufigen Vorderladergewehre, also für eine rasche Schußfolge, brauchte man möglichst lange Armspannweiten. Sein längster Kerl maß 1,86 m, schreibt Goethe an Charlotte von Stein, »kommt mit Vergnügen und sein Vater giebt den Segen dazu«.



Gegenüber, mit zurückgewendetem Blick die Meßlattenprozedur verfolgend, hält sich ein Unteroffizier bereit, die Größenangabe, die man ihm zurufen wird, in seine Liste einzutragen.

Ganz im Hintergrund schließlich wird ein zuvor gemusterter Junge in einen Nachbarraum geleitet. Noch ohne Rücksicht auf militärische Rangunterschiede legt ihm der Offizier der kleinen Truppe, dem der an die Werbetrommel gelehnte Degen gehören muß, mit ein wenig hinterhältig anmutendem Lächeln den Arm um die Schulter. Musterungspflichtig waren zwar alle jungen Männer, doch die tauglich befundenen sollten »zuerst gefragt werden, wer von ihnen freiwillig dienen wolle; dafern sich auf diese Weise aber nicht genug Mannschaften



fänden, dann sollte unter ihnen das Loos entscheiden«. Dieser hier hat wohl aus freien Stücken aufs Kalbsfell schwören wollen.

Wie auf einem kleinen Theater spielt das alles sich ab, wiedergegeben aus der Sicht des Kriegskommissars am Aufsichtstisch. Um an die grammatische Analyse des Goetheschen Briefes zu erinnern: ganz realistisch wahrgenommen, fügt sich diese Bestandsaufnahme *gegenwärtiger Lage* zu einem gleichsam im dramatischen Indikativ des Präsens gehaltenen Szenarium. Über dem hinteren Ausgang



aber erscheint eine Schrift, die gewiß in keinem Musterungslokal zu lesen war: THOR DES RUHMS. Darüber ein Lorbeerkranz, in den der *Folgen*-Bedenker wahrhaftig einen kleinen Galgen stellt, mit einem haargenau über dem frisch Rekrutierten empfangsbereit herunterbaumelnden Galgenstrick: Dem also zgedacht, der diese Tür passieren würde – mit dem Bleistift und der Tuschfeder das Konditionalgefüge des Briefes und sein prognostisches Futur imaginierend, ein gezeichneter Konjunktiv.

Dabei folgt die Gesamtkomposition einer geradezu geometrisch exakt ausgeführten Formidee:



Der Galgen über dem THOR DES RUHMS nämlich bildet die Spitze eines hier eingefügten gleichschenkligen Dreiecks, das die ganze Szene bedeutungsmächtig umgreift. Sein linker Schenkel führt von der die Musterung ankündigenden Trommel in der Richtung des dort abgelegten Degens zu dem registrierenden Schreiber und weist hinauf zum Todeszeichen über der Tür. Sein rechter Schenkel führt von dem Alten unten im Dunkel über die jammernde Frau und den Soldaten, der sie hinauskommandiert, zum Burschen in der Meßvorrichtung (welche dem leitmotivischen Todeszeichen oben so formgetreu entspricht, als wäre er hier schon zur Hinrichtung angetreten!) und endet wieder beim Lorbeerkranz, unter dessen drohendem Inbild das alles sich abspielt.

Ein Einzelpfahl, wie Goethe ihn da zeichnet, hieß im Sprachgebrauch der Zeit ›Soldatengalgen‹ – weil daran »allein die Ausreißer unter den Soldaten gehenket werden«. Jedenfalls in Kriegszeiten war der Strang die übliche Strafe für Desertion, und im preußischen Heer mit seinen vielen ausländischen Söldnern spielte die Fahnenflucht von jeher eine bedeutende Rolle, kam es jetzt im Bayerischen Erbfolgekrieg geradewegs zu Massendesertionen. Wenn der Kriegskommissar in seinem Brief prognostiziert: Unsere selbstausgehobenen und an Preußen überstellten Leute *werden in kurzem desertiren, und in ihr Vaterland zurückkehren*, weiß er, was sie riskierten. Friedrichs Soldatenforderung eben ließ ihn hier den Galgen assoziieren, während das eigene Auslesungsgeschäft eigentlich keinen Anlaß gab, bereits an Fahnenflucht zu denken – so aber bildlich mit den gleichen Adjektiven versehen wird, die sein Brief wortwörtlich eingesetzt hat: unangenehm, verhaßt und schamvoll.*

Im Rathaus von Buttstädt hat der Zeichner sich noch einmal an seinen Herzog gewandt: »Indess die Pursche gemessen und besichtigt

* Wenigstens anmerken will ich hier: Neben der Trommel waren mit sehr anderer Bedeutung auch Galgen und Meßlatte vorgegeben auf einer Hogarth-Radierung von 1756 (*The Invasion*, Pl. 2). Wohl in Goethes Bildgedächtnis gespeichert, hat das den Buttstädter Augenschein überformt.

werden will ich Ihnen ein Paar Worte schreiben. Es kommt mir nährisch vor da ich sonst in der Welt alles einzeln zu nehmen und zu besehen pflege, [daß] ich nun nach der Physiognomick des Reinschen Strichmaases alle Junge Pursche des Lands klassifizire.« – Auf die Meßlatte geht das, nach deren einheitlicher Skala er die jungen Leute jetzt gerade so einstufen und hinsichtlich ihrer Tauglichkeit bewerten läßt, wie die zeitgenössische Physiognomik aufgrund körperlicher Befunde menschliche Charaktereigenschaften, Fähigkeiten und Eignungen klassifizieren wollte. Aberwitzig will ihm das erscheinen, der er doch – dichtend wie zeichnend – »sonst in der Welt alles einzeln zu nehmen und zu besehen pflege«, also in seinem eigentlichen, seinem individuellen Wert erfasse und darstelle.

»Doch muss ich sagen«, schreibt er weiter, »dass nichts vortheilhaffter ist als in solchem Zeuge zu kramen, von oben herein [aus der Distanz des Landesherrn oder seines Geheimen Consiliums im Weimarer Schloß] sieht man alles falsch, und die Dinge gehn so menschlich dass man um was zu nuzzen sich nicht genug im menschlichen Gesichtskreis halten kan.« – Genau diesen Briefsatz illustriert die »in solchem Zeuge« kramende Zeichnung. Und umgekehrt kommentiert ebendieser Satz die nun ganz »im menschlichen Gesichtskreis« gehaltene Zeichnung.

Wie in seinem Denkschreiben an den Herzog hat Goethe mit seinem Bild der Rekrutenauslesung keinen Zweifel daran gelassen, daß es da um *ein unangenehmes verhasstes und schaamvolles Geschäft* ging, ums »durchaus Scheisige dieser zeitlichen Herrlichkeit«. Aber den Freund Knebel ließ er wissen: »im innersten meiner Plane und Vorsätze, und Unternehmungen bleib ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat«.

In seiner Zeichnung wird diese Verknotung sichtbar. Lesbar erscheint sie in seinem Brief. Und spürbar bleibt sie noch in dem, was er Jahre später seinem von der Krätze der Kriegslust befallenen Oberbefehlshaber angeraten hat:

»Vollenden Sie Ihre Geschäfte glücklich und bringen uns die Bestätigung des lieben Friedens mit. Denn da eigentlich der Zweck des Kriegs nur der Friede seyn kann; so geziemt es einem Krieger gar wohl wenn er ohne Krieg Friede machen und erhalten kann.«

Das könnte man ihm wohl nachsprechen, über die Zeiten hin.

[Nachweise und Stellenangaben finden sich in einer Monographie (▷Der Briefschreiber Goethe◁), die später im Verlag C.H. Beck erscheinen wird. Hier handelt es sich um eine stark gekürzte Vortragsfassung des betreffenden Kapitels aus diesem Buch.]

AUFNAHME NEUER MITGLIEDER
LAUDATIONES UND DANKESWORTE

Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
EBERHARD JÜNGEL an

LORRAINE DASTON, JOSEF VAN ESS, RUDOLF JAENISCH

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 31. Mai 2010

JAMES J. SHEEHAN sprach die Laudatio auf LORRAINE DASTON:

Meine Damen und Herren!

»Die Frage von Grenzen«, schrieb der französische Historiker Fernand Braudel einmal, »ist die erste, auf die man stößt; von hier nimmt alles andere seinen Ausgang. Eine Grenze um etwas zu ziehen bedeutet, es zu definieren, zu analysieren und zu rekonstruieren«. Es bedeutet »eine Geschichtsphilosophie auszuwählen und einzuführen«.

Im Leben und Werk von Lorraine Daston sind Grenzen ein Leitmotiv.

Zunächst einmal hat sie im Laufe ihrer Karriere viele nationale Grenzen überquert. Als Undergraduate und Graduate Student war sie in Harvard, studierte aber auch in Cambridge und Paris. Anschließend lehrte sie in Harvard, Princeton und Chicago, zudem hielt sie Vorlesungen an renommierten Institutionen in Amerika und Europa. Gleichermäßen international ist auch die lange Liste von Preisen, Auszeichnungen und Stipendien, die sie bis heute er-

hielt. Ich nenne nur Guggenheim, American Council of Learned Societies, National Endowment for the Humanities und DAAD fellowship, drei Preise für ihre Bücher und Mitgliedschaft in der Berlin-Brandenburg Akademie, der Leopoldina und der Académie Internationale d'Histoire des Science. Zur Zeit hat Lorraine Daston mindestens fünf Positionen inne, drei davon in Deutschland, wo sie als Honorarprofessorin an der Humboldt-Universität, als Permanent Fellow am Wissenschaftskolleg und als Direktorin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte arbeitet, und zwei in Chicago. Dort ist sie Research Associate am Department of History und Visiting Professor im Committee on Social Thought.

Lorraine Daston gehört zu den profiliertesten Historikerinnen und Historikern ihrer Generation. Seit ihrer Promotion im Jahr 1979 hat sie 14 Bücher geschrieben bzw. herausgegeben und über 100 Artikel publiziert. Sie ist außerdem aktives Mitglied wissenschaftlicher Akademien in Europa und den USA und Mitherausgeberin mehrerer Fachzeitschriften und wissenschaftlicher Publikationsreihen. Außerdem initiiert und organisiert sie unermüdlich Forschungsprojekte und Konferenzen, vor allem, aber nicht ausschließlich am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. Bei all diesen Aktivitäten wird sie als überaus interessante, uns immer wieder überraschende und großzügige Kollegin geschätzt.

Grenzen – zwischen Philosophie und Geschichte, Wissenschaft und Kunst sowie Tradition und Moderne – haben auch Lorraine Dastons wissenschaftliche Arbeit geprägt. Ihr erstes Buch »Classical Probability in the Enlightenment« untersuchte die Entwicklung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Aufklärung. Es handelt nicht nur von mathematischen Konzepten, sondern auch von Glücksspiel und Versicherungspraktiken – zwei Tätigkeiten, die der Kalkulation von Risiken bedurften.

Ihr zweites Buch, »Wunder und die Ordnung der Natur« (Wonders and the Order of Nature), das sie zusammen mit Katharine Park schrieb, geht der sich wandelnden Wahrnehmung von Monstern und Wundern in Wissenschaft und Gesellschaft nach. Ein Kritiker

bezeichnete das Buch als ein »Wunder an Gelehrsamkeit und Genialität«, das aufzeige, wie Monster und Wunder »vom Mittelalter an bis zur Aufklärung die Grenzen der Natur und die Grenzen zwischen Bekanntem und Unbekanntem« markierten. In jüngerer Zeit publizierte Lorraine Daston ein maßgebliches Buch zur Theorie und Praxis wissenschaftlicher Objektivität sowie zahlreiche wichtige Artikel und Sammlungen zum Naturbegriff. Ein Rezensent schrieb über ihre kürzlich erschienene Sammlung über die Idee von Natur, sie sei etwas in diesem Genre Außergewöhnliches: »Ein wirkliches Buch zu einem intellektuell und politisch anspruchsvollen Thema, in dem das Ganze besser ist als die Summe seiner durchgehend starken Teile.« Dastons Forschung ist bemerkenswert vielfältig und fundiert. Sie überwindet chronologische und nationale Grenzen und stützt sich auf künstlerische, literarische, philosophische und theologische Quellen genauso wie auf naturwissenschaftliche Theorien und Praktiken. So beginnt zum Beispiel ihr kürzlich erschienenen Essay über die Bedeutung der Natur in der Aufklärung mit einem populären englischen Theaterstück, um sich anschließend der Erforschung der Bienen und der Physiologie von Würmern zuzuwenden. Auf den Seiten von Dastons Publikationen finden Dichter, Maler, Philosophen, Journalisten, Naturwissenschaftler und Scharlatane ihren Platz, und sie werden alle mit Wohlwollen, Verständnis und Respekt behandelt.

Das wichtigste Merkmal ihrer Forschung ist wohl, daß sie zugleich historisch und philosophisch ist. Indem sie wissenschaftliche Arbeit in ihrem jeweiligen historischen Kontext untersucht, kann sie zeigen, wie sich die Definition naturwissenschaftlichen Wissens im Laufe der Zeit verändert. So erforscht sie die vergangenen und gegenwärtigen Kategorien, die unser Verständnis der Natur formten und formen. Aus diesem Grund faszinieren Daston Fragestellungen wie die Geschichte von Monstern, die die Grenze zwischen Wissen und Fabel markieren, oder Konzepte wie »Natur«, in denen Annahmen zur vermeintlichen Ordnung der Welt verborgen liegen.

Ihre wissenschaftliche Arbeit zur Objektivität beschreibt Daston als Erforschung einer »Art zu Sehen«, die zugleich sozial, epistemolo-

gisch und ethisch ist. Ich denke, dies beschreibt das Thema ihrer gesamten Arbeit. Sie will uns sich wandelnde Formen des Sehens zeigen; nicht nur das Konzept der Wahrscheinlichkeit, sondern die Art, in der wir Risiken ermessen; nicht nur Wunder, sondern unsere Aufnahmefähigkeit für Wunder; nicht nur Objektivität, sondern die Beziehung zwischen Beobachtung, dem Beobachter und der Welt. All unsere Empfindungsvermögen haben eine Geschichte und werden durch die veränderten Imperative von Zeit und Ort genauso geformt wie durch unsere beharrliche Sehnsucht, zu sehen und zu verstehen.

Seit seiner Stiftung gehören dem Orden *Pour le mérite* gleichermaßen ausländische und deutsche Mitglieder an, sowohl Künstler und Geisteswissenschaftler als auch Naturwissenschaftler. Als Amerikanerin, die in Europa arbeitet, und als Historikerin, die Wissenschaftsgeschichte erforscht, repräsentiert und bestärkt Lorraine Daston den internationalen und interdisziplinären Charakter des Ordens.

Liebe Frau Daston, die Mitglieder des Ordens *Pour le mérite* freuen sich darüber, daß Sie die Wahl zum Mitglied des Ordens angenommen haben. Seien Sie herzlich willkommen.

LORRAINE DASTON dankte mit folgenden Worten:

Herr Ordenskanzler, Herr Sheehan, meine Damen und Herren,

diese Ehre verdanke ich dem Orden, dessen Wertschätzung für mich viel wertvoller ist als jede Auszeichnung, aber auch der Göttin Fortuna – und zwar dreimal. Fortuna ist die römische Göttin des Zufalls. Das beständige Drehen ihres Rades bestimmt unser Schicksal: Einmal ist man ganz oben, einmal ganz unten; einmal König, einmal Bettelmann.

Der Zufall hat mich nach Deutschland gebracht – präziser ausgedrückt: ein Projekt des Zentrums für interdisziplinäre Forschung

an der Universität Bielefeld über »The Probabilistic Revolution« – also die Mathematik des Zufalls –, organisiert von den Philosophen Lorenz Krüger und Ian Hacking. Das Thema war »Zufall« – und es war sicher auch Zufall, daß ich, als frisch promovierte Wissenschaftshistorikerin, die noch kaum publiziert hatte, an diesem Projekt teilnahm. Fortuna war also zweimal am Werk und ist es heute ein drittes Mal. Denn eine solche Ehre ist niemals wirklich verdient; der Zufall spielt immer mit.

Der Zufall hat mich nach Deutschland gebracht, die Liebe hat mich hier gehalten.

Erstens die Liebe zu meiner Familie, die jetzt halb deutsch (oder zumindest halb bayerisch) geworden ist.

Zweitens die Liebe zu einer Art von Forschung, die ich nirgendwo anders auf der Welt hätte betreiben können. Ich hatte das Glück, zusammen mit meinen Kollegen ein Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte aufbauen zu dürfen. Diese Zusammenarbeit war eine Freude an sich – eine ganz seltene Freude in der eher einsamen Welt der Geisteswissenschaften. Darüber hinaus hat der deutsche Kontext eine Vertiefung und Erweiterung meiner Forschung ermöglicht. Unter den modernen europäischen Sprachen behält die deutsche Sprache ausnahmsweise den umfassenden Sinn vom lateinischen Wort »scientia«: »Wissenschaft bezieht sich auf alles systematische Wissen, nicht nur auf die Naturwissenschaften (im Kontrast zum französischen »science« oder dem englischen »science«). Diese Einengung des Wortes hat erst im Laufe des 19. Jahrhunderts stattgefunden. Aber diese relativ späte Entwicklung hat die Landschaft des modernen Wissens transformiert – und die Wissenschaftsgeschichte (*histoire des sciences*; *history of science*) maßgeblich geprägt.

Seit ca. 1900 ist die Wissenschaftsgeschichte hauptsächlich zu einer Geschichte der *Naturwissenschaften* geworden. Dieser Anachronismus hat nicht nur die Wissenschaftsgeschichte im ganzen, sondern auch die Geschichte der Naturwissenschaften selbst verzerrt und damit eine lange, reiche, fruchtbare Geschichte von Wechselwirkungen zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften ausgeblendet.

Ein Institut für *Wissenschaftsgeschichte* (nicht nur für History of Science im engeren Sinne) in all seiner Komplexität hat mir die Freiheit gegeben, diese verborgene Geschichte von Wechselwirkungen, von Rivalitäten und gegenseitiger Inspiration zu erforschen. Drittens ist es die Liebe zur deutschen Sprache, dieser wunderschönen, präzisen, erfinderischen Sprache, die mich mit Deutschland verbindet. Natürlich muß jeder Wissenschaftshistoriker Deutsch lesen können. Aber dort, wo ich studierte (in Harvard in den 1970er Jahren), wurde Deutsch fast wie Alt-Griechisch oder Sanskrit betrachtet: als eine ehrwürdige, aber tote Sprache, die man lernt, liest und bewundert, aber nicht mehr spricht. Ich erinnere mich noch an das erste Mal, als ich Deutsch in Bielefeld als Alltagssprache hörte – als hätte man am Bahnsteig, auf der Straße, auf dem Markt Bach-Kantaten gesungen. Noch immer bin ich dabei, diese Sprache zu sondieren – wahrscheinlich mein Leben lang. Eine wunderschöne Aufgabe!

Fortuna hat es bisher mit mir gut gemeint. Ihr Rad wird sich weiter drehen, aber für diesen Moment bin ich ihr und Ihnen dankbar.

WALTER BURKERT sprach die Laudatio auf JOSEF VAN ESS:

Herr Ordenskanzler, lieber Josef van Ess, meine Damen und Herren!

Islam ist seit 9-11-2001 in aller Munde. Und in Europa, in Deutschland zumal fühlen wir uns durch die direkte Präsenz der Muslime zunehmend bedrängt. Diese hoffentlich vergängliche Aktualität des Islam läßt fast vergessen, daß wir uns hier in einer mehr als 1300 Jahre alten *Cohabitation* befinden und daß Europa sich seit langem bemüht hat, dies auch geistig zu bewältigen; das heißt: Es gibt eine europäische Islam-Wissenschaft. Einzelne haben sich immer wieder eine genaue Kenntnis dieser Nachbarkultur, ihrer Sprachen und Literaturen erarbeitet, haben darüber mit Kennerschaft gelehrt und entsprechend publiziert. Der Orden Pour le mérite hat davon von Anfang an Kenntnis genommen. Bei der Erstverleihung des Ordens

im Jahr 1842 war Friedrich Rückert dabei, Friedrich Rückert, der natürlich in erster Linie durch seine populären deutschen Gedichte weiterlebt – »Der alte Barbarossa ...«. Aber Rückert war 22 Jahre lang Professor für Arabisch an den Universitäten Erlangen und Berlin, und er konnte Arabisch: Seine Koranübersetzung ist laut Annemarie Schimmel »die einzige, aus der man die poetische Stärke und den sprachlichen Glanz des Originals erkennen kann«. Dann war Theodor Nöldeke Ordensmitglied, gewählt 1888, Nöldeke, dem man heutzutage vor allem beim Studium etwas entlegenerer semitischer Sprachen und Kulturen begegnet, z. B. im Bereich der Mandäer – eine aramäischsprachige religiöse Gruppe von »Gnostikern« im Irak, die offenbar in unseren Tagen endgültig verschwindet. Ich nenne auch Julius Wellhausen, Ordensmitglied ab 1902, der ebenso Arabist wie Alttestamentler war.

Jetzt also Josef van Ess: Er hat, in der Tradition deutscher Arabistik, 1959 in Bonn mit einer Arbeit zur islamischen Mystik promoviert und ist seit 1968 Professor in Tübingen. Er hat sich vor allem auf die ältere Geschichte des islamischen Denkens konzentriert. Islam ist ja nicht nur Koran und Scharia, sondern eine »Gedankenwelt«, eine Theologie mit philosophischem Hintergrund; diese ist sogar mit unserer eigenen Theologie und Philosophie indirekt verbunden, insofern sie im 9. Jh. von der Übersetzung griechischer Philosophie ins Arabische stark geprägt wurde und später umgekehrt im damals islamischen Spanien die abendländische Theologie und Philosophie vom Arabischen her auf den Weg gebracht hat, noch bevor man die griechischen Originale wiederfand.

Die Publikationen von Josef van Ess aufzuzählen, reicht die Zeit nicht,¹ sowenig wie für die Aufzählung der Ehren-Doktorate und Akademie-Mitgliedschaften². Ich nenne nur das Hauptwerk, *Theologie und Gesellschaft im 2. und 3. Jahrhundert Hidschra*, in 6 Bänden, 1991-1995. »2. und 3. Jh. Hidschra«, da müssen wir mühselig herumrechnen, Mondmonate seit 622; wenn ich mir's recht notiert habe, leben wir z. Zt. im Jahr 1431 Hidschra. Josef van Ess begibt sich bewußt in eine Welt eigenen Rechts, mit eigenem zeitlichen Rhythmus. Immerhin hat man bei van Ess nicht den Eindruck, wie

bei manchen seiner Fachkollegen, als könnten sie sich gar nicht mehr vorstellen, daß es noch Leute gibt, die nicht Arabisch können. Ein ganzer Band jenes großen Werks bringt deutsche Übersetzungen der entlegeneren Texte, mit denen van Ess arbeitet. Es ist ja in der Islamwissenschaft nicht, wie in der klassischen Philologie, daß alle Werke samt Fragmentsammlungen in mehrfachen guten Ausgaben im Regal stehen, nein, man muß vieles erst zusammensuchen, auch indirekt Überliefertes, Unediertes. Mit seinen Funden hat Josef van Ess auch seine Fachkollegen immer wieder in Staunen versetzt.

Sein letztes stattliches Buch, von 2001, hat den nachdenklich stimmenden Titel: *Der Fehltritt des Gelehrten*, Untertitel: *Die »Pest von Emmaus« und ihre theologischen Nachspiele*. Hier geht es um eine Seuche, die die Muslime bei den Anfängen der Eroberung von Syrien-Palästina traf, im Jahr 17 Hidschra. Dies führt in die erste Generation nach Mohammed. Die Überlieferung dieser Epoche, noch vor der endgültigen Fixierung des Korans, ist eine ganze Wolke von Zeugnissen, Variationen um ein Thema, das zu finden ist; da wird das Zitat kultiviert, und entscheidend ist nicht Gelehrsamkeit, die in die Irre gehen kann, sondern die Zurückführung auf den Propheten und die, die ihn noch unmittelbar gekannt haben. Das Bekenntnis zum allmächtigen barmherzigen Gott führt auf das Postulat, daß selbst eine Seuche nicht Strafe, sondern Barmherzigkeit des Allmächtigen sei; so muß man einer Seuche gar nicht ausweichen. Das kommt uns fremd, ja inakzeptabel vor, ist aber Zeugnis einer radikalen Religion, die ungehemmt in die Praxis wirkt. Die Stadt Emmaus ist 1967 vernichtet worden, erfährt man bei van Ess gegen Ende dieses Buchs. Da sind wir unversehens in der Gegenwart, nachdem wir van Ess eben noch gleichsam integriert in die Wolke der Zeugen um den Propheten, um das Jahr 17 Hidschra erlebt haben. In der Tat, man findet bei van Ess auch genügend Überlegungen zu Historie und Erzähltheorie im allgemeinen. Dies macht ihn zu einem Führer in moderne Geisteswissenschaften.

Kurzum: Josef van Ess weist uns in eine andersartige und doch wichtige und seit mehr als einem Jahrtausend immer benachbarte Welt. Ich denke, seine Wissenschaft, unsere Wissenschaft kommt dabei

durchaus auch den Muslimen zugute, ihre eigene Vergangenheit recht zu verstehen – auf arabisch, natürlich, mit solidester, philologischer Grundlage.

Der Orden freut sich, dieses neue Mitglied aufzunehmen.

- 1 *Die Gedankenwelt des Harith al-Muhasibi*. Bonn 1961
Die Erkenntnislehre des 'Adudaddin al-Ici. Wiesbaden 1966.
Traditionistische Polemik gegen 'Amr b. 'Ubaid. Beirut 1967.
Frühe mu'tazilitische Häresiographie. Beirut 1971.
Das Kitab an-Nakt des Nazzam und seine Rezeption im Kitab al-Futya des Dschahiz. Göttingen 1972.
Zwischen Hadith und Theologie. Berlin 1975.
Anfänge muslimischer Theologie. Beirut 1977.
Chiliasmatische Erwartungen und die Versuchung der Göttlichkeit. Heidelberg 1977.
Der Tailasan des Ibn Harb, »Mantelgedichte« in arabischer Sprache. Heidelberg 1979.
Ungenützte Texte zur Karramiya. Heidelberg 1980.
Der Wesir und seine Gelehrten. Wiesbaden 1981.
Theologie und Gesellschaft im 2. und 3. Jahrhundert Hidschra. 6 Bände. Berlin 1991-1997.
Der Fehltritt des Gelehrten. Die »Pest von Emmaus« und ihre theologischen Nachspiele. Heidelberg 2001.
- 2 Josef van Ess ist Mitglied von: Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Academia de Buenas Letras, Barcelona, Irakische Akademie der Wissenschaften, Iranische Akademie für Philosophie, Tunesische Akademie der Wissenschaften (Bait al-Hikma), Medieval Academy of America, Academia Europea.

JOSEF VAN ESS dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Altbundespräsident, Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren!

Die Aufnahme in den Orden »Pour le mérite« hat mich überrascht und erfreut. Ihnen, Herr Burkert, danke ich für die einfühlsame Art, in der Sie mich vorgestellt haben. Ich freue mich über die Ehrung,

weil sie auch meinem Fach gilt. Orientalisten waren unter den Mitgliedern des Ordens seit seiner Gründung. Friedrich Rückert war der erste von ihnen, und manche andere gehörten zu jenen Namen, die man als Student schon in den ersten Semestern vernahm: Theodor Nöldeke, Julius Wellhausen oder, aus den übrigen Ländern des alten Europa, William Wright, Jan de Goeje. Enno Littmann hat dann auf Anregung des Bundespräsidenten Theodor Heuss 1952 die Voraussetzungen geschaffen, daß der Orden wiederbelebt werden konnte; ich wurde Littmanns Nach-Nachfolger auf dem Tübinger Lehrstuhl.

Littmanns Orientalistik, die Orientalistik eines Übersetzers von 1001 Nacht, hat sich mittlerweile zur Islamkunde gewandelt. Diese hat es im Augenblick schwer; man erwartet von ihr häufig prognostische Fähigkeiten. Zur Vorausschau in die Zukunft aber ist sie nicht imstande; sie teilt diesen Mangel mit den meisten anderen Wissenschaften. Was sie kann, ist: die Vergangenheit bewältigen. Das ist Arbeit genug. Meine Frau, der ich viel verdanke, wuchs als Kind einer deutschen Emigrantenfamilie seit 1937 in muslimischer Umgebung in der Türkei auf; enger als damals ist Deutschland wohl nie an die Türkei gebunden gewesen. Aber das ist natürlich nur ein Thema unter vielen. Ich möchte den Muslimen, die heute in Deutschland leben und zumeist längst Deutsche sind, durch die Bewußtmachung ihrer Geschichte und Kultur eine Heimat schaffen, in der Europa und der Vordere Orient ihre enge Verwandtschaft entdecken. Zwar liegt es mir fern, meine Sicht des Islams den Muslimen aufzudrängen, aber die Beschäftigung mit einer Hochkultur, die eine Art Alternativentwurf zu der Europas ist, bietet in sich so viel Anreiz, daß es sich lohnt, ein Leben daranzusetzen. Theologie nicht als Wahrheit, Theologie als Geschichte, das habe ich gewollt. Es ist gut, beim Anderen anzufangen, um das Eigene zu begreifen. In diesem Sinne verstehe ich die Ehre, die Sie mir erwiesen haben. Ich danke Ihnen.

CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD sprach die Laudatio auf RUDOLF JAENISCH

Verehrter Herr von Weizsäcker, liebe Festversammlung,

Ich freue mich sehr, Ihnen unser neues Ordensmitglied, Herrn Rudolf Jaenisch, aus Cambridge, USA, vorstellen zu dürfen.

Die Forschung von Rudolf Jaenisch befaßt sich mit der Programmierung der Gene bei Säugetieren und Mensch während der Entwicklung und bei Krankheiten. Bevor ich seine eigenen Beiträge vorstelle, möchte ich kurz einen Überblick über den heutigen Stand der Kenntnis geben.

Während der Embryonalentwicklung entwickelt sich aus der befruchteten Eizelle in vielen Teilungen ein Organismus aus Millionen von Zellen, dem bis zu 200 verschiedenen Zelltypen angehören. Jeder Teilung einer Zelle geht die Verdoppelung aller Gene voraus, so daß jede Tochterzelle das gesamte Genom enthält. Obwohl alle Körperzellen alle Gene enthalten, werden Zellen trotzdem während der Entwicklung verschieden, sie sondern sich ab in Gruppen, die sich gegeneinander verschieben, die wandern, sich umformen – schließlich differenzieren sie sich zu den Organen und Geweben, die in immer gleicher Anordnung den Körper des Tieres bilden –.

Alle Zellen enthalten alle Gene und sind dennoch verschieden. Verschiedenheit bedeutet, daß jeweils andere Gene zum Tragen kommen und ihre Produkte erzeugen, wiederum andere dagegen blockiert sind, so daß eine Hautzelle mit Keratin, eine Muskelzelle mit Myosin etc. ausgestattet ist, die so ihre besonderen Funktionen ausführen kann. Das Potential der Zellen wird schrittweise eingeschränkt: von dem omnipotenten Zustand der befruchteten Eizelle führt das zu Zellen, die pluri- oder multipotent sind, und schließlich solchen, die nicht mehr zurückkönnen. Das sind die somatischen Stammzellen, aus denen nur noch eine Zellsorte werden kann.

Diese sogenannte epigenetische Einschränkung des Entwicklungspotentials kommt durch Veränderungen der Verpackung der Gene

durch bestimmte Proteine im Zellkern der Körperzellen zustande. Keimbahnzellen bleiben von epigenetischen Veränderungen ausgespart, nur diese geben ihren omnipotenten Status weiter an die zukünftigen Generationen.

Bei Säugern gibt es ein besonderes Vorstadium der Entwicklung, das sich auch außerhalb des mütterlichen Organismus entwickeln kann. Dabei entsteht ein einfaches Gebilde, die Blastocyste, aus deren inneren Zellen sich später nach der Einnistung im Muttertier der Embryo entwickelt. Diese inneren Zellen sind pluripotent. Man kann sie in Kultur vermehren, dann heißen sie embryonale Stammzellen. In Kultur können sie durch geeignete Faktoren programmiert werden, sich in verschiedenste Zelltypen zu differenzieren. Somatische Stammzellen aus Organen des Körpers lassen sich dagegen nicht kultivieren, ohne ihren Charakter zu verlieren. Deshalb stellen die pluripotenten embryonalen Stammzellen eine große Chance zur Entwicklung von Zellersatztherapien dar. Die embryonalen Stammzellen wurden 1983 von Martin Evans in England entdeckt, später entwickelte Mario Capecchi in den USA das Verfahren der homologen Rekombination. Diese beiden Technologien kombiniert erlauben es, bestimmte genetische Veränderungen in jedes beliebige Gen der Maus gezielt einzufügen. Das geht bei keinem anderen Tier. Solche transgenen Maustechnologien sind daher für die biomedizinische Forschung von außerordentlicher Bedeutung.

Wird ein Zellkern einer differenzierten Körperzelle in eine Eizelle gebracht, können dessen Gene rückprogrammiert werden und damit wieder den pluripotenten Zustand erreichen. Das bedeutet, daß das Eizellzytoplasma besondere Faktoren enthält, die es vermögen, die epigenetischen Veränderungen des Genoms, der Somazelle zu löschen. In sehr seltenen Fällen kann aus solch einem künstlichen Gebilde ein vollständiger Organismus werden. Da dieser genetisch dem Spenderorganismus gleich ist, nennt man das seinen Klon. Das erste Beispiel bei Säugetieren war das Schaf Dolly. In Klonexperimenten an der Maus wurde gezeigt, daß im Prinzip mit diesem Verfahren

aus Patientenzellen pluripotente Stammzellen, die mit dem Patienten erbgleich sind, hergestellt werden können. Theoretisch können diese auch zu Körperzellen differenzieren, um den Patienten zu heilen. Aber die Erfolgsraten solcher Versuche sind äußerst gering, auch ist das Verfahren beim Menschen ethisch heftig umstritten, da zum Klonen Eizellspenden notwendig sind.

Deshalb war es eine Sensation, als vor wenigen Jahren Zellen mit pluripotenten Eigenschaften aus Körperzellen generiert werden konnten *ohne* Kontakt mit Embryonen oder deren Plasma. Diese Induced Pluripotent Stem Cells werden dadurch gewonnen, daß den Zellen Gene für die Kontrollfaktoren zugefügt werden, die auch in der Eizelle für die Pluripotenz verantwortlich sind. Es reichen offenbar wenige Faktoren aus, um die epigenetischen Modifizierungen zu löschen und den embryonalen Zustand wiederherzustellen. Da diese Forschungen von außerordentlich großem medizinischen Interesse sind, sind bei der Aufklärung dieser Vorgänge natürlich Forscher in aller Welt am Wettstreit beteiligt, das Labor von Rudolf Jaenisch an der Spitze.

Als Rudolf Jaenisch in den 70er Jahren begann, über die epigenetische Programmierung im Mausembryo zu arbeiten, war das Gebiet absolutes Neuland. Die Methoden der Gentechnik wie auch die Mausembryologie mußten erst noch entwickelt werden. In einer Pionierleistung ist es Jaenisch bereits 1976 gelungen, fremde Gene (er untersuchte solche von Viren) in das Genom der Maus einzubauen. Das Verfahren bestand damals darin, die DNA in die Eizelle zu injizieren und es dem Zufall zu überlassen, daß sie sich irgendwo im Genom integrierte. Manchmal wird durch die Integration in ein Gen der Maus eine Mutation hervorgerufen. Solche Insertionsmutanten erlauben direkt die Isolierung des betroffenen Gens. Rudolf Jaenisch war der erste, der solche Mutanten erzeugte. Später hat Rudolf Jaenisch die neue Technologie der homologen Recombination in ES-Zellen sofort verwendet und zu ihrer methodischen Entwicklung und Vervollkommnung auf vielfältige Weise entscheidend bei-

getragen. In seinem Labor wurden zahlreiche transgene Mauslinien hergestellt, die zu verschiedensten biologischen und medizinischen Fragestellungen wichtige Aufschlüsse brachten. Sein eigenes Forschungsinteresse, das er mit transgenen Mäusen untersucht, gilt im besonderen der epigenetischen Programmierung von Genen in der normalen Entwicklung sowie bei Krankheiten wie Krebs. Die Rückprogrammierbarkeit des somatischen Genoms in den pluripotenten Zustand, die durch das Klonschaf Dolly bewiesen wurde, haben seine Forschungen beflügelt; er wurde Experte auf dem Gebiet des Klonens bei Mäusen, und sein Labor hat einige wichtige Proof-of-Principle-Experimente erbracht, die die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen des sogenannten therapeutischen Klonens in der Stammzellforschung zur Entwicklung von Zellersatztherapien aufzeigten.

Als von Yamanaka in Japan gezeigt wurde, daß in somatischen Zellen durch Transfektion mit nur vier Faktoren die Pluripotenz wiederhergestellt werden konnte, hat Rudolph Jaenisch mit Mitarbeitern die entscheidenden experimentellen Kontrollversuche durchgeführt, die diese Methode praktikabel machten. Sein Labor hat gezeigt, daß sich solche iPS-Zellen auch aus menschlichen Haut- oder Blutzellen herstellen lassen. In neueren Versuchen zeigte er, daß Transplantation geeigneter iPS-Zellen in Mäusen Sichelzellanämie sowie in einem weiteren Experiment in Ratten Symptome der Parkinsonschen Krankheiten mildern konnte. Seine Forschungen zielen darauf, solche Zellen dafür einzusetzen, menschliche Krankheiten sozusagen in der Petrischale zu untersuchen, um auf diesem Wege Medikamente zu entwickeln. Auf lange Sicht stellen iPS-Zellen auch ein großes Potential für das genaue Studium von genetisch bedingten degenerativen Erkrankungen sowie darauf basierende Entwicklung von Zellersatztherapien dar. Auf diesem Gebiet sind in nächster Zeit viele aufregende Entdeckungen zu erwarten.

Rudolf Jaenisch ist in Deutschland aufgewachsen. Nach dem Medizinstudium begann er seine wissenschaftliche Laufbahn im Max-

Planck-Institut für Biochemie in München auf dem damals neuen und in Deutschland nicht gut vertretenen Gebiet der molekularen Genetik. Er ging als Postdoc, später Assistant Professor, nach USA. Für sieben Jahre war er am Heinrich Pette Institut für Virologie in Hamburg tätig und wurde 1984 an das Whitehead Institute des Massachusetts Institute of Technology, USA, berufen. Damals war die Einstellung zu der neuen Gentechnik und auch der Embryonenforschung in Deutschland sehr feindlich. Auch heute noch ist in Deutschland die Forschungsfreiheit auf dem Gebiet der humanen Stammzellforschung durch unsere restriktive Gesetzgebung derart eingeschränkt, daß Jaenisch seine Forschung hier nicht oder wenigstens nicht so erfolgreich durchführen könnte. Er hat klar zu ethischen Fragen Stellung bezogen und zur Zurückhaltung gemahnt – don't clone Humans –, aber er bekennt ebenso klar, daß trotz der Potentiale der iPS-Zellen die Erforschung der embryonalen Stammzellen weiterhin unabdingbar ist, weil sie den natürlichen Standard darstellen.

Lieber Rudolf, ich begrüße Dich als neues Mitglied unseres Ordens und freue mich sehr auf künftige Begegnungen und Diskussionen in diesem Kreis.

RUDOLF JAENISCH dankte mit folgenden Worten:

Sehr geehrter Herr Altbundespräsident, sehr geehrter Herr Ordenskanzler, sehr geehrte Ordensmitglieder, meine Damen und Herren!

Die Wahl zum Orden Pour le mérite kam für mich völlig unerwartet, ich habe nie eine solche Ehre für mich auch nur in Erwägung gezogen. Wie komme ich dazu, in diesen Kreis, der von einer so langen Tradition an Exzellenz geprägt ist, aufgenommen zu werden? Wie kann ein simpler Mäuseforscher und Zellbiologe eine solche Anerkennung verdienen? Eine Frage, die mich in der Tat ein wenig benommen macht.

Ich möchte Christiane Nüsslein-Volhard für ihre großzügige und freundliche Einleitung danken.

Es war in den 70er Jahren, als ich meine Karriere mit einer unabhängigen Stelle begann, daß ich Christiane Nüsslein-Volhard das erste Mal traf. Wir beide arbeiteten mit sogenannten biologischen Modellsystemen, Christiane Nüsslein-Volhard mit Taufliegen, ich mit Mäusen und ein weiterer Kollege, Thomas Graf, mit Hühner-Embryonen. Die zentrale Frage, die uns alle beschäftigte, war: Wie entwickelt sich aus einer Eizelle ein komplexer Organismus wie eine Maus oder ein Mensch? Wir haben Treffen in Heidelberg organisiert, um zu diskutieren, was jedes unserer Modellsysteme zur Lösung dieser zentralen Frage der Biologie beitragen könnte. Es waren derartige Diskussionen, die meine spätere Arbeit entscheidend beeinflussen würde.

Christiane Nüsslein-Volhard hat in ihrer Einführung die biologischen Eigenschaften von embryonalen Stammzellen beschrieben und hat auf das Potential dieser Zellen für Grundlagenforschung wie für medizinische Forschung hingewiesen. In der Tat, das Potential dieser Zellen für die Medizin ist nicht umstritten. Widerstände gegen diese Art von Forschung basieren darauf, daß embryonale Stammzellen von menschlichen Embryonen isoliert werden. Dieser Umstand hat, besonders in Deutschland, Anlaß zu erregten öffentlichen und oft von Mißinformation geprägten Diskussionen gegeben. Diese Debatten haben zu Gesetzen geführt, die in Deutschland ein Arbeiten mit embryonalen, menschlichen Stammzellen erheblich erschweren, wenn nicht unmöglich machen.

In den letzten Jahren hat sich diese Situation jedoch dramatisch geändert. Methoden sind entwickelt worden, welche die Gewinnung von pluripotenten Zellen aus somatischen Zellen, wie etwa Hautzellen, in der Petrischale ermöglichen, ohne daß menschliche Embryonen ins Spiel kommen. Diese sogenannten induzierten pluripotenten Stamm-Zellen oder iPS-Zellen haben alle Eigenschaften, die sie

traditionellen embryonalen Stammzellen vergleichbar machen. Ich glaube, daß die Arbeit mit neuen embryonalen Stammzellen für spezielle Fragestellungen temporär noch notwendig ist, daß aber die Verwendung menschlicher Embryonen für die Stammzellforschung durch die iPS-Technologie in absehbarer Zeit ersetzt werden kann.

Besonders attraktiv für die medizinische Anwendung ist, daß iPS-Zellen von den Hautzellen eines Patienten, der zum Beispiel an Diabetes, einer Blutkrankheit oder vielleicht Parkinson leidet, isoliert werden können. Wenn man diese patientenspezifischen Zellen in der Petrischale zu den Zellen differenziert, die beim Patienten sterben und dadurch die Krankheit verursachen, kann man die Krankheit im Reagenzglas untersuchen. Die nicht unrealistische Hoffnung ist, daß dieser Ansatz in der Zukunft zu einer maßgeschneiderten Therapie solcher schweren Krankheiten führen wird.

Meine Forschung ist ausschließlich und immer mit öffentlichen Mitteln finanziert worden. In Anträgen auf Forschungsmittel wird routinemäßig die Begründung gegeben, daß die Ergebnisse dieser Grundlagenforschung einmal der Medizin zugute kommen und zu besseren Krankheitstherapien führen würden. Ich habe in meinen Anträgen auf Forschungsunterstützung immer diesen Aspekt hervorgehoben (wie es alle Grundlagenforscher tun, um es dem Geldgeber schmackhaft zu machen, Geld für Forschung zu bewilligen). Habe ich daran geglaubt, daß die Therapien schon in erreichbarer Nähe wären? Eigentlich nicht wirklich, es war mehr ein zweckgerichtetes Versprechen.

Das hat sich in den letzten Jahren grundlegend geändert: Noch nie in meiner Karriere waren Forschung und Anwendung so nahe. Wenn ich jetzt in meine Anträge schreibe, daß Forschung mit embryonalen Stamm- oder iPS-Zellen direkte medizinische Relevanz hat, so glaube ich das wirklich. Es ist keine Übertreibung mehr, zu sagen, daß diese Forschung die Medizin, wie wir sie heute betreiben, revo-

lutionieren wird. Es gibt keine grundsätzlichen, nur noch technische Probleme zu lösen.

Ein letzter Gedanke: Ich habe immer das enorme Glück gehabt, hervorragende Mitarbeiter für mein Labor zu gewinnen. Eigentlich gebührt diesen Mitarbeitern ein Teil, wenn nicht der größte Teil der Ehre, die ich hier heute bekomme. Viele meiner erfolgreichsten Mitarbeiter kommen aus Deutschland und sind erfolgreich, weil sie eine solide biologische Ausbildung in Deutschland bekommen haben. Praktisch alle dieser jungen Forscher, die in der Stammzellforschung gearbeitet und in den letzten Jahren mein Labor verlassen haben, entschieden sich, ihre Karriere in den USA fortzusetzen. Es wäre wünschenswert, in Deutschland das wissenschaftliche Umfeld für diese Art von Forschung so attraktiv zu machen, daß junge Wissenschaftler lieber hierher zurückkommen, als in den USA zu bleiben.

Ich empfinde es als ein enormes Privileg, auf einem Gebiet arbeiten zu dürfen, das mich immer noch in Atem hält, und heute mit dieser Ehre ausgezeichnet zu werden. Nochmals meinen tief empfundenen Dank für die Wahl in den Orden.

TISCHREDE BEIM ABENDESSEN
IM SCHLOSS BELLEVUE

YURI I. MANIN

MATHEMATIKER ALS ÜBERSETZER*

Verehrte Damen und Herren,

eines der berühmtesten Zitate aus der Geschichte der modernen Wissenschaft stammt von Galileo Galilei. Es lautet wie folgt:

»La filosofia è scritta in questo grandissimo libro che continuamente ci sta aperto innanzi a gli occhi (io dico l'universo), ma non si può intendere se prima non s'impara a intender la lingua, e conoscer i caratteri, ne' quali è scritto. Egli è scritto in lingua matematica, e i caratteri son triangoli, cerchi, ed altre figure geometriche, senza i quali mezzi è impossibile a intenderne umanamente parola; senza questi è un aggirarsi vanamente per un oscuro labirinto.«

* Zum Abschluß der Jahrestagung des Ordens Pour le mérite lädt der Protektor des Ordens die Ordensmitglieder zu einem Abendessen in seinen Amtssitz. Wegen des Rücktritts des Bundespräsidenten am 31. Mai entfiel dieser Teil der Jahrestagung des Ordens. Die vorgesehene, aber nicht gehaltene Tischrede des Ordensmitgliedes Juri Manin wird gleichwohl im Jahrbuch abgedruckt.

»Die Philosophie ist geschrieben in jenem großen Buche, das immer offen vor unseren Augen liegt (ich meine das Universum), aber wir können es nicht verstehen, wenn wir nicht zuerst die Sprache und die Zeichen lernen, in denen es geschrieben ist. Diese Sprache ist Mathematik, und die Zeichen sind Dreiecke, Kreise und andere geometrische Figuren, ohne die es dem Menschen unmöglich ist, ein einziges Wort davon zu verstehen; ohne diese irrt man in einem dunklen Labyrinth herum.« (Aus dem »Saggiatore« von 1623)

Über die implizite These hinaus, daß in den Naturwissenschaften kein Bedarf besteht, sich auf irgendein Diktum einer Autorität zu berufen, wirft Galileos Metapher die folgende Frage auf: Was passiert, wenn wir die mathematische Sprache der Natur nicht direkt verstehen?

Brauchen wir dann einen Vermittler, einen Übersetzer, der uns helfen könnte? Falls ja, müßte dies ein Mathematiker sein, da die Sprache der Dreiecke und Kreise schließlich die Sprache der Mathematik ist.

Galileo, Newton, Euler, Lagrange, Gauß und viele andere große Denker und Schöpfer der klassischen Physik verstanden diese Sprache unmittelbar. Nüchterner ausgedrückt waren sie Physiker und Mathematiker zugleich. Falls sie beim Übersetzen der ihnen aufgetragenen Seiten aus dem Buch der Natur Mathematik benötigten, die noch nicht existierte, erschufen sie sie. Also schuf Newton die Differentialrechnung.

Diese Sachlage begann sich jedoch am Anfang des 20. Jahrhunderts drastisch zu ändern. Einer der großen Physiker jener Epoche, Albert Einstein, verstand die Mathematik, die er benötigte, um seine Erkenntnisse bezüglich der Physik der allgemeinen Relativitätstheorie zu beschreiben – nämlich, Gravitationslehre als Geometrie der gekrümmten Raumzeit –, definitiv nicht. Er verstand zwar, was die Natur ihm sagte, aber er brauchte einen Übersetzer, um sein Wissen der Menschheit zu vermitteln. Sein Freund Grossmann, ein Mathematiker, übernahm diese Rolle, als Einstein ihn einst verzweifelt bat:

»Grossmann, du mußt mir helfen, sonst werd' ich verrückt!«

Es verhielt sich allerdings so, daß nicht »Geometrische Figuren« die Worte dieser Sprache waren, sondern daß jene hinter esoterischen Formeln des Tensorkalküls mit mehrfachen oberen sowie unteren Indizes und Summen verborgen waren. Einstein wurde so gewandt in dieser Sprache, daß er in der Lage war, wie folgt zu scherzen.

»Ich habe eine großartige Mathematische Entdeckung gemacht: Ich lasse das Summationszeichen weg, wenn ein Summationsindex im allgemeinen Glied doppelt vorkommt.«

Dies ist sehr wahrscheinlich eines der ersten Beispiele eines Physikerwitzes, wahrscheinlich ist er aber nicht so amüsant für Nichteingeweihte ...

Als ich etwas für den Abschluß dieser Tischrede aussuchte, nämlich die russische Version des Gedichtes »Wissenschaftliche Theologie« von Hans Magnus Enzensberger, die ich vor einigen Jahren angefertigt habe – hier war ich als echter Übersetzer tätig im Gegensatz zum virtuellen –, kam mir die Erkenntnis, daß ich von nichtwissenschaftlicher Theologie ungefähr genauso viel verstehe wie der Laie von Summationen über doppelt auftretende Indizes.

Hier kam mir eine »Predigt« von unserem Ordenskanzler, Herrn Eberhard Jüngel, zu Hilfe: Er erzählt die Geschichte eines

»... auf seine Weise verrückten Bochumer Kumpels, der sich nach einer durchzechten Nacht bei der Morgentoilette im Spiegel entdeckt und lakonisch bemerkt: Kenn' ich nicht, wasch' ich trotzdem.«

und weiter:

»Das Theologiestudium ist eine gute Gelegenheit für solche auf keinen Fall humorlosen Waschungen.«

Hier nun meine Übersetzung:

Ганс Магнус Энценбергер
Научная теология

Вероятно, он лишь один из многих.
Иногда устает,
глаза в разные стороны. Работка – не приведи ...
Все эти несчетные попытки ... Ну да,
в принципе он всезнающ,
но ведь нет никакой возможности
все время входить во все детали.
Темная материя
никак не желает светиться.
Матрица рассеяния
только рассеивает внимание.
Нас много, а он один.

Проходит вечность,
и вот он снимает пробу.
В огромных глазах
отражается наша Вселенная.
А нас уже нет.
Жаль. Может быть – в чисто научном плане –
мы бы его заинтересовали.
Все же новинка.
Ну, скоропортящаяся,
за другими делами
и не заметишь.
Это Бог нас проспал.

Hans Magnus Enzensberger
Wissenschaftliche Theologie

Wahrscheinlich ist er nur einer von vielen.
Er wird müde sein, manchmal,
zerstreut. Schwere Arbeit,
all diese Versuchsreihen,
überabzählbar viele. Ja,
im Prinzip weiß er alles,
aber natürlich, um die Details
kann er sich nicht kümmern:
Reaktoren, die heißlaufen,
Plasmawolken, relativistische Felder.
Wir sind schließlich nicht die einzigen.

Erst nach einer Ewigkeit
nimmt er die Probe wieder zur Hand.
In seinem riesigen Auge
spiegelt sich unser Universum.
Aber dann sind wir schon vorbei.
Schade. Womöglich hätten wir ihn,
rein wissenschaftlich gesehen,
interessiert. Eine Novität, nur leider
nicht sehr haltbar, unbemerkt,
weil er anderweitig beschäftigt war,
dieser Gott. Er hat uns verschlafen.

Hans Magnus Enzensberger: *Leichter als Luft. Moralische Gedichte.*
Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1999, S. 118.

TISCHREDEN BEIM MITTAGESSEN
AUF EINLADUNG DES STAATSMINISTERS

PETER VON MATT

DIE SAUSENDEN BÜCHER.
DAS NEUE TEMPO IM LITERATURBETRIEB
UND SEINE FOLGEN

Es gibt viele Ratschläge für Schriftsteller. Die meisten taugen nichts. Ein Ratschlag aber wird immer wichtiger. Er lautet: Setze alles daran, daß dein Buch am Anfang des Jahres erscheint. Dann bleibt es ein Jahr lang ein neues Buch. Wenn es im November erscheint, ist es schon nach zwei Monaten ein Buch vom Vorjahr, und die Chancen, besprochen zu werden, schwinden dahin.

Das tönt lächerlich. Schließlich hat ein Werk seine eigene Strahlkraft, und diese wirkt in die Gesellschaft hinein, entzündet die Seelen, reißt die Gemüter hin, löst Diskussionen aus und brennt sich ein in das kollektive Gedächtnis. Was soll da eine Jahreszahl? Was wirklichen Wert hat, kann gar nicht veralten. Lesen wir denn nicht immer noch den *Don Quijote*, die *Madame Bovary* und *Berlin Alexanderplatz*, ohne auf das Datum zu schauen?

Hier liegt genau der Punkt. Durch das neue Tempo im Literaturbetrieb hat ein Buch kaum mehr die Möglichkeit, sich langsam unter jene Bücher einzureihen, die eine Leuchtturmfunktion besitzen und an denen man neue Werke mißt. Genau diese Bücher sind aber für das literarhistorische Bewußtsein und für die literarische Wertung unabdingbar. Man muß vergleichen können. Ob dies in einer stren-

gen Überlegung geschieht oder im spontanen Abschätzen, spielt keine Rolle. Die Summe der Bücher, an denen man andere wieder mißt, kann man Kanon nennen. Der Begriff ist durch viele Diskussionen zerredet worden. Am Faktum, daß die Kunst und das Reden über neue Kunst den Vergleich mit anerkannten Werken braucht, ändert sich nichts, ob man nun einen sogenannten Kanon akzeptiert oder ablehnt. Literaturkritik ohne Erinnerung bleibt immer eine halbe Sache. Literaturkritik muß sich aus der Erinnerung nähren, und sie muß ihrerseits Erinnerung schaffen.

Als Zeitungsleser hat man oft den Eindruck, daß nur noch die Sportreporter ein intaktes historisches Bewußtsein besitzen. Da werden Goldmedaillen bis ins frühe 20. Jahrhundert zurück aufgezählt, und Fußballer, die längst den Weg allen Fleisches gegangen sind, werden heute noch für jenes eine Tor gefeiert, mit dem sie ihre Nation vor vielen Jahrzehnten ins Glück geschossen haben. Gerade im Sport, wo nur der Augenblick zählt, die Hundertstelsekunde, ist die Erinnerungsarbeit seltsamerweise ein Element des Genußes. Der Jubel über ein Tor kann in den Seelen konserviert und wieder aufgeweckt werden. Das könnte auch bei den Büchern geschehen, die einmal eine Generation begeistert haben. Viele Kritiker genießen sich jedoch, dies zu tun. Sie fürchten, als Bildungsbürger hingestellt zu werden. »Bildungsbürger« ist im Deutschen traurigerweise ein Schimpfwort.

Die Klage über die Zahl der Bücher, die Flut der Bücher, die Überschwemmung mit Büchern ist alt. Schon zur Zeit unserer Klassiker, um 1800, gibt es Satiren auf die Massen von Papier, die zur Leipziger Buchmesse, jahrhundertlang die größte in Deutschland, gekarrt wurden. Ich würde sogar die Behauptung wagen, daß die Menge der Bücher von den Lesern um 1800 nicht anders erfahren wurde als von den heutigen Lesern – in einer Mischung aus Faszination und Hilflosigkeit. Anders hingegen ist es mit dem Tempo. Heute operieren die Verlage bereits mit drei Produktionsphasen im Jahr: Jahresanfang, Jahresmitte, Herbst. Das hat für den arglosen Leser zur Folge, daß er mehr und mehr den Eindruck gewinnt, die Bücher sausen heran, stapeln sich kurz in den Buchhandlungen, und schon

sausen sie wieder weg, weil der nächste Sturm kommt, um die nächsten Stapel zu türmen. Wo bleiben die Bücher vom Frühjahr im August? Wo bleiben die Bücher vom August im Dezember? Vielen Lesern geht es dabei wie dem Pelikan, der im Sturzflug auf einen einzelnen Fisch die Beute sicher fängt; wenn er aber auf den Schwarm niederstößt, bleibt sein Kehlsack leer.

Diese Verschärfung des Tempos spiegelt sich im System der Literaturpreise. Seit 2005 gibt es zwei neue Jahrespreise, den *Deutschen Buchpreis* zur Frankfurter Buchmesse im Herbst und den *Preis der Leipziger Buchmesse* im Frühling. In Wahrheit sind es also gar nicht Jahrespreise, sondern Saisonpreise. Und sie gewinnen inzwischen eine Aufmerksamkeit, die jene der traditionellen Preise weit übersteigt. Selbst der Büchner-Preis, das höchste Ziel jeder deutschen Feder, sieht daneben gutmütig verstaubt aus. Warum? Ist es, weil diese Preise nach dem System der amerikanischen Oscar-Verleihungen inszeniert werden, mit breit publizierten Nominierungen im voraus und einer spektakulären Wahl an den Buchmessen selbst? Ich glaube das nicht. Der Grund liegt vielmehr im Sausen der Bücher und im Problem des Pelikans. Mit den zwei saisonalen Buchpreisen – der dritte, unmittelbar vor der Sommerpause, wird wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen – ist dem überforderten Leser wenigstens ein Fisch jeweils sicher.

Die Saison-Preise reagieren also auf eine Orientierungsnot der Leserinnen und Leser. Aber sie beheben diese Orientierungsnot nur scheinbar. Denn sie isolieren das einzelne Werk aus allen Zusammenhängen und reduzieren es auf eine einzige Eigenschaft: das Beste eines halben Jahres zu sein. Ein bestes Buch gibt es aber gar nicht. Diese Zuschreibung ist selbst schon ein Täuschungsmanöver. Auch den schönsten Menschen gibt es nicht. Schönheitsköniginnen sind austauschbar wie Salatköpfe. Die immer schärfere Fokussierung auf das beste Buch innerhalb einer immer kürzeren Zeitspanne verhindert den langsamen Prozeß, bei dem sich ein Werk als gültig für ein Jahrzehnt, eine Generation, ein ganzes Jahrhundert herausbildet. Nur diese langsamen Prozesse aber schaffen tatsächliche Orientierung. Nur über sie entstehen jene Leuchttürme, an denen sich die

jungen Autoren schöpferisch messen, sei's in Bewunderung, sei's im Widerspruch, und auf die auch die Kritik als verbindliche Größen zurückgreift. Dem Sausen der Bücher muß also mit Strategien der Verzögerung begegnet werden – durch die Kritik, die Leser, die Verlage, die Buchhändler. Diese Strategien der Verzögerung können zwar die rasende Produktion nicht bremsen, denn hier regieren die Zwänge der Ökonomie. Sie können aber mit Erinnerung arbeiten, Räume des Gedenkens öffnen und Gültiges gegenwärtig halten, auch wenn es zehn, zwanzig, fünfzig Jahre alt ist.

Wenn Sie in Budapest in ein Taxi steigen und den Fahrer fragen: »Kennen Sie Puskás?«, geht im Auto die Sonne auf. Wenn ich einem Deutschen meines Alters das Stichwort gebe: »Bern. Stadion Wankdorf. 1954«, antwortet er freudig mit scheinbar so rätselhaften Ausdrücken wie: »Sepp Herberger. 3:2. Fritz Walter«. Das ist gemeinsames Gedächtnis als Glück. Warum soll es dies nicht auch bei den Büchern geben?

BERND NEUMANN

ZUKUNFT DURCH ERINNERUNG –
WIE KULTURPOLITIK
ORIENTIERUNG VERMITTELT

Sehr geehrter Ordenskanzler, sehr verehrte Ordensmitglieder, meine Damen und Herren,

ich begrüße Sie alle recht herzlich – insbesondere die neuen Ordensmitglieder Frau Professor Daston, Direktorin des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte hier in Berlin, Professor Jaenisch vom MIT und Herrn Professor van Ess, Universität Tübingen. Herzlich willkommen!

Herr Professor von Matt hat eben vom »neuen Tempo im Literaturbetrieb« gesprochen. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, dann lautet die Essenz seiner Analyse:

Der Bestseller von heute ist der Ladenhüter von morgen – und das dreimal pro Jahr, denn dreimal im Jahr bricht die Flut der Neuerscheinungen über den Buchhandel und über die Leser herein. Das ist allerdings ein Phänomen, das nicht nur den Literatur-, sondern den Kulturbetrieb insgesamt begleitet. Im Bereich der Bildenden Kunst etwa treiben die Messen in Köln, Basel, Berlin, London und

New York die Künstler und Galeristen und die Käufer vor sich her. Manche Künstler können gar nicht mehr so schnell malen, wie ihre Bilder verkauft sind; manchmal werden sie ihnen aus dem Atelier geholt, wenn die Farbe noch nicht trocken ist, ja manche Bilder werden schon verkauft, bevor sie überhaupt gemalt sind. Das erinnert an die Warentermingeschäfte an den Börsen der Welt.

Ein anderes Beispiel nehme ich aus einem Bereich, in dem ich mich seit vielen Jahren besonders engagiere, dem Bereich des Films. In unseren Kinos werden heute jährlich doppelt so viele deutsche Spielfilme erstaufgeführt wie noch vor 20 Jahren.

Aber wir werden ja nicht nur mit kulturellen Angeboten aller Art überfüttert. Eine mindestens ebenso große Herausforderung ist die Überfütterung mit gewaltigen Informations- und Datenmengen, insbesondere im World-Wide-Web, aber auch durch die traditionellen Print- und Bildmedien wie Buch, Zeitung, Fernsehen. Deshalb ist es ja bereits fast schon »common sense«, daß die große Herausforderung für den einzelnen die Fähigkeit zur Selektion werden muß.

Selektion aber ist nur möglich durch Kritik im ursprünglichen Sinne des Wortes, ist nur möglich durch Abwägung, Unterscheidung und Bewertung. Um dies zu leisten, muß man – wie Herr von Matt eben sagte – »vergleichen können«. So wie Literaturkritik ohne Vergleich mit Referenzwerken der Weltliteratur oder wenigstens der Literatur einer einzelnen Sprache nur eine halbe Sache ist, so ist auch der Umgang mit den neuen Medien, der Umgang mit der Google- und Facebook-Welt ohne Bezug auf gesicherte Informationen, auf gesicherte Wertungen und Meinungen nicht ausreichend.

Goethe hat sicherlich nicht dem unendlichen Geplapper und Gebrabbel der Internet-Bloggs das Wort geredet, wenn er im »Wilhelm Meister« sagt, daß »alles Gescheite schon gedacht worden sei«, man müsse »nur versuchen, es noch einmal zu denken«.

Hier berührt sich die Welt der einander jagenden Informationen

mit meiner Welt der Politik. Auch hier ist die Beschleunigung unübersehbar, auch hier ist sie eine Folge der weltweiten medialen Vernetzung. Benötigten im 18. oder 19. Jahrhundert Nachrichten von Naturkatastrophen und kriegerischen Auseinandersetzungen noch Wochen und Monate etwa von der Neuen in die Alte Welt, so sind wir heute praktisch live oder jedenfalls mit einer Verzögerung von wenigen Minuten dabei, wenn in Island ein Vulkan ausbricht oder im Irak ein Selbstmordattentäter Kinder und andere Unbeteiligte in den Tod reißt. Verändert dieses »neue Tempo« die Qualität politischer Entscheidungen? Mancher politischen Entscheidung, manchem Gesetz und mancher Verordnung merkt man sicher den Zeitdruck ihrer Entstehung an, und zwar partei- und koalitionsübergreifend. Leider! Um so wichtiger ist in den Angelegenheiten der Politik, Ruhe zu bewahren, sich von der Journaille nicht treiben zu lassen und eine Gelassenheit an den Tag zu legen, die – um Herrn von Matt zu zitieren – »mit Erinnerung arbeitet und Gültiges gegenwärtig hält« (Peter von Matt). Verstehen Sie das bitte nicht als Plädoyer für einen oberflächlichen Konservatismus. Die Welt von gestern mutiert in teilweise atemberaubendem Tempo in eine Welt von morgen.

Auch die vergangene Welt war keine heile Welt, keine Welt ohne Probleme. Vor allem waren es Probleme, die nicht zuletzt auch mit Hilfe der Politik und der Politiker wenigstens zum Teil gelöst worden sind.

Aber die vergangenen Welten sind doch auch nicht in toto überholt und obsolet. So wie Sie, Herr von Matt, eine Literaturkritik mit Erinnerungsfähigkeit einfordern, so plädiere ich für eine Politik – auch eine Kulturpolitik –, die sich zurückbesinnt und auch Vergangenheit befragt nach Strukturen, die zur Lösung von Problemen unserer Gegenwart vielleicht beitragen können.

Wie hat denn das späte 15. und frühe 16. Jahrhundert auf die mediale Revolution des Buchdrucks reagiert – wie hat das 19. Jahrhundert

die Revolution der Fotografie, später des Films oder der elektrischen Datenübermittlung (Telefon) aufgenommen und verarbeitet?

Erst vor wenigen Tagen habe ich hier in Berlin ein Gespräch mit Larry Page, dem Gründer von Google, geführt, in dem es um Fragen der Möglichkeiten – manchen Zeitgenossen unsympathischen und unheimlichen Möglichkeiten – des Internet ging, etwa um die Fragen des Persönlichkeitsschutzes oder der Urheberrechte.

Die Politik ist hier gefordert, diese Revolution des späten 20. Jahrhunderts im Interesse der Bürgerinnen und Bürger zu begleiten und zu gestalten, jedenfalls was die rechtlichen Rahmenbedingungen angeht.

Auch in diesem Zusammenhang bin ich davon überzeugt, daß die Fähigkeit zum Rückblick unsere Fähigkeit stärkt, die beängstigende Informationsfülle zu strukturieren, zu bewerten und uns so in der Gegenwart zu orientieren, und zwar durch Unterscheidung und durch Vergleich mit Bewährtem und Gültigem. Darauf ist ein guter Teil der Kulturpolitik des Bundes ausgerichtet: Die Förderung großer historischer Museen, die Förderung überregionaler Bibliotheken und Archive, die Förderung der Stätten unserer größten und kreativsten Köpfe in Musik, Kunst, Literatur und Wissenschaft, auch die Erhaltung von Orten und Räumen des Denkens und Erinnerns an dunkelste Phasen, aber auch an glanzvolle Momente unserer deutschen Geschichte.

Sie haben, Herr von Matt, Ihre Ausführungen mit einem Beispiel kollektiven Gedächtnisses geschlossen, das von den meisten unserer Generation verstanden wird, positive kollektive Emotionen auslöst und damit in gewisser Weise die Nation eint und verbindet. Ich meine Ihren knappen Hinweis auf »Bern. Stadion Wankdorf. 1954«.

Wer damals noch nicht geboren war oder zwar heute in Deutschland lebt, aber einem anderen kulturellen Kontext entstammt, kann daran

nur bedingt teilnehmen. Jede Generation hat ihre Chiffren. Ich erinnere an Woodstock 1969 oder auch an den 9. November 1989 – einen jener Tage, von denen fast jeder Deutsche genau weiß, wo er war und was er gerade tat. Als Kulturpolitiker arbeite ich daran, auch den nachwachsenden Generationen ein gemeinsames Gedächtnis der Geschichte zu ermöglichen, an dem auch jene teilhaben können und sollen, deren Vorfahren nicht in Deutschland geboren wurden. Das ist Teil einer richtig verstandenen Integration.

Wenn denn dieses gemeinsame Gedächtnis ein Glück genannt werden kann – Herr von Matt, Sie haben es so formuliert –, dann müssen Sie alle, die Sie heute hier versammelt sind, glückliche Menschen sein, denn Sie arbeiten in der ein oder anderen Weise an diesem kollektiven gemeinsamen Gedächtnis, weil Sie Leistungen erbracht haben und erbringen, die uns voranbringen, gerade weil Sie aufbauen auf dem, was andere vor Ihnen geleistet haben.

Ich erhebe mein Glas und trinke auf das Wohl der Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste.

VORTRAG

JOSEF VAN ESS

KETZER UND ZWEIFLER IN DEN ERSTEN
JAHRHUNDERTEN DES ISLAM

Es ist üblich geworden, dem Islam eine Aufklärung zu wünschen. Das ist leicht gesagt (und manchmal sogar gut gemeint); aber eine Gesellschaft als ganzes klärt sich ja nicht auf. Aufgeklärt sind immer nur Einzelpersonen. Wenn eine Gesellschaft als solche aufgeklärt werden soll oder gar von sich selber annimmt, sie sei aufgeklärt, ist Vorsicht am Platze. Man muß zumindest fragen, in welcher Hinsicht das geschehen ist oder geschehen soll. Aufklärung ist Frucht eines Zweifels; aber auch dieser Zweifel ist anfangs individuell – und nicht nur das, er ist auch partiell. Er richtet sich auf bestimmte partikuläre Dinge, die er in ein kritisches Licht stellt; Anderes bleibt dabei meist weiter im Halbdunkel. Die westliche Aufklärung richtete sich auf religiöse Dogmen; wer aber statt dessen politische oder gesellschaftliche Tabus zweifelnd ins Visier nimmt, kann sich selbst heute noch erheblichen Ärger einhandeln. Im Mittelalter, als religiöse Vorstellungen noch allgemeine Gültigkeit hatten, nannte man solche Leute ›Ketzer‹. Das damit erfaßte Phänomen ist nicht an eine bestimmte Kultur gebunden; jedoch sind die Voraussetzungen, unter denen es auftritt, jeweils verschieden. Immer stellt sich auch die Frage der historischen Wirksamkeit; mancher Zweifel überlebt und wird zum

gesunkenen Kulturgut, ein anderer nicht. Wenn ich dies nun an Beispielen aus dem frühen Islam erläutere, so muß ich um der Kürze der Zeit willen die Verhältnisse stark vereinfachen.

1

Mein erstes Beispiel gehört in die Zeit, zu der bei uns die Karolinger die Bühne der Geschichte betraten. In Europa konsolidierte sich damals gerade das römische Christentum; i. J. 754 wurde der Vatikanstaat durch die Pippinsche Schenkung auf feste Füße gestellt. Nur kurze Zeit nachdem dies geschehen war, vielleicht schon i. J. 755, wurde in der irakischen Hafenstadt Basra, einem ehemaligen muslimischen Heerlager, jemand hingerichtet, der später manchen Leuten als Ketzer galt. Allerdings hatte man ihm nicht wegen irgendeiner religiösen Häresie den Prozeß gemacht; er hatte sich vielmehr in den Netzen der Politik verfangen. Die Exekution war ein reiner Willkürakt des Kalifen. Was die Religion anging, den Islam, so wußte man eigentlich noch gar nicht so recht, worin er bestand und was sich in ihm alles falsch machen ließ; denn seit dem Tode Muḥammads war kaum mehr Zeit vergangen als im Christentum bis zur Entstehung des Johannesevangeliums. Aber eine neue Herrscherfamilie hatte gerade die Macht an sich gerissen, in einem Vorgang, den diese selber später als ›Wende‹ bezeichnete und der vielleicht nur ein Putsch war, uns aber als die ›abbasidische Revolution‹ bekannt ist. Die Vorgänger der Abbasiden, die Umayyaden, hatten von Syrien aus regiert und dabei, wie der große Alttestamentler und Orientalist Julius Wellhausen es nannte, ein »arabisches Reich« begründet; der Putsch dagegen war von Ostiran ausgegangen. Syrien und Iran waren kulturell völlig verschieden. In Syrien hatte man den Islam primär als die Religion der Araber angesehen. Er beruhte ja auf einer Offenbarung, die einem arabischen Propheten zuteil geworden war und die dieser in »deutlicher arabischer Sprache«, wie es im Koran heißt (Sure 16, v. 103), vorgetragen hatte – ein »Licht zur Erleuchtung der Heiden« gewissermaßen, wenn ich mir diese Anleihe beim

Lukasevangelium (2,32) erlauben darf. Die Lichtmetapher war damals Allgemeingut; sie findet sich im Koran ebenso wie im Evangelium: »ein Licht ist zu euch gekommen«, heißt es in Sure 5 (v. 15). Und natürlich gehört sie auch zur Aufklärung; ohne Licht wird es ja nicht klar. Die Engländer sprachen von »enlightenment«, und die Franzosen wähten sich im »siècle des lumières«. Nur die Deutschen drückten sich weniger klar aus; aber das ist häufig so.

Der in Basra Hingerichtete war ein Perser; er war vielleicht erst während der Revolution zum Islam übergetreten, als sich der politische Schwerpunkt verlagerte und man eine neue Elite brauchte. In seinen jungen Jahren hatte er im Iran der arabischen Herrenschaft als Hauslehrer gedient. Dabei war ihm vor allem daran gelegen gewesen, den Besatzern das kulturelle Erbe seiner Heimat nahezubringen; so ist er der Nachwelt auch im Gedächtnis geblieben. Er übersetzte die alten persischen Königsbücher und Fürstenspiegel ins Arabische, aus denen sich für die Kunst des Regierens viel lernen ließ. Auch das indische Pančatantra, das bereits in einer mittelpersischen Version vorlag, machte er den Arabern zugänglich, jene Geschichten von den beiden klugen Schakalen Kalila und Dimna, die im Mittelalter auch in Europa überall Anklang fanden. Aus der arabischen Literaturgeschichte ist er darum nicht mehr wegzudenken. Mit der Religion jedoch, die von und mit den Arabern gekommen war, hatte er nicht so viel im Sinn. Die Araber behaupteten, daß die Sprache ihrer heiligen Schrift unnachahmlich schön sei. Er selber, der den Koran mit fremdem Ohr hörte, hatte nicht diesen Eindruck. Er meinte, dieses ästhetische Erlebnis sei nur der Gewöhnung zu verdanken; auch beim Essen habe jeder Mensch ja seine Vorlieben, eine Leibspeise, an die er sich besonders gewöhnt habe. Er meinte also einen Effekt zu beobachten, den wir von der Lutherbibel oder der King-James-Version her kennen. Vom Arabischen verstand er einiges; er drückte sich in dieser Sprache ebenso elegant aus wie die Araber selber, zumindest auf dem Gebiet der Prosa. Er ließ es sich deswegen auch nicht nehmen, an ein paar Beispielen zu zeigen, daß man den Stil des Korans durchaus imitieren oder parodieren könne. Die Araber waren darüber vermutlich nicht erfreut. Aber Ketzerei

war das noch nicht; denn die Vorstellung von der Unnachahmlichkeit des Korans, bis heute weit verbreitet, wurde dogmatisch erst ausgearbeitet, als unser Ketzer längst tot war. Es gab damals noch kaum eine islamische Theologie; zumindest wissen wir von ihr sozusagen nichts.

2

Nun werden demselben Autor allerdings auch Fragmente eines weiteren Textes zugeschrieben, in denen die Kritik nicht dem Stil, sondern dem Inhalt des Korans gilt. Das Gottesbild wird dort angegriffen. Wie soll man z. B. damit umgehen, daß Allah nach Aussage der Schrift zornig werden oder bekümmert sein kann; das widerspricht doch seiner Erhabenheit. Gott ist, so scheint es, auch nicht Herr des Geschehens; denn er läßt das Böse zu, und manchmal muß er sich von Engeln, seinem himmlischen Hofstaat gewissermaßen, helfen lassen. Der Prophet, den er seinerzeit in die Welt sandte, Muḥammad also, habe, so heißt es weiter, keine gute Figur gemacht; denn er griff zu militärischen Mitteln, mußte also – wie wir heute sagen würden – Gewalt üben. Außerdem habe die Religion, die er brachte, sich als dumm und sinnlich erwiesen. Denn sie verlange einfach ›Hingabe‹ (*islām*), Unterwerfung unter den Willen Gottes; man solle glauben, ohne lange nachzudenken (oder zu ›forschen‹, wie es auf arabisch heißt). Dabei kaufe man doch auch auf dem Markt eine Ware nicht ungeprüft. Wer zum Islam konvertiert, so war damit gesagt, kauft die Katze im Sack.

Das ist nun schon ein stärkeres Geschütz. Der Autor hatte, wie eines der erhaltenen Fragmente erkennen läßt, Muḥammad nicht überall bei seinem Namen oder seinem Prophetentitel genannt, sondern von ihm als dem »Mann aus der Tihāma« gesprochen. Das klang nicht besonders respektvoll. Die Tihāma war die Küstenebene der Arabischen Halbinsel am Roten Meer. Gemeint war also: »der Mann aus der Wüste«, und man hörte heraus: »der Hinterwäldler« oder, um den ›Wald‹ aus dem Bild zu nehmen, »der hergelaufene Beduine«.

Schreibt dies, so fragt der Philologe, derselbe Mann, der sich die oben erwähnten kessen Bemerkungen zum koranischen Stil erlaubte? Aber ich will diese Echtheitsfragen beiseite lassen; sie sind nicht leicht zu entscheiden, und für unser Thema sind sie ohnehin nur am Rande von Belang. Denn die etwas aggressive inhaltliche Polemik, auf die wir nun gestoßen sind, war gar nicht so neu. In der dualistisch geprägten Umgebung Irans war das Gottesbild des Monotheismus, ob nun christlich, jüdisch oder muslimisch, immer schon der Kritik ausgesetzt gewesen. Der Dualismus war keineswegs so dumm, wie man später behauptete; das Problem des Bösen z. B., das auch hier angeschnitten wird, war in einem dualistischen System viel leichter zu lösen.

Meist hat man deswegen unseren Text, der wiederum arabisch geschrieben ist, aus dem Islam herausgehalten und als manichäisch eingeordnet. Dabei berief man sich auf die Art, wie er anfang. Wenn er von einem Muslim geschrieben wäre, sollte man zum Eingang jene Floskel erwarten, mit der islamische Bücher später immer begannen: »Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmer« (*bismi llāhi r-raḥmāni r-raḥīm*). Statt dessen geht es aber hier los mit den Worten:

»Im Namen des Lichtes, des barmherzigen Erbarmer!
Erhaben ist das Licht, der mächtige König,
den seine Freunde an seiner Größe, seiner Weisheit und seinem
Licht erkennen,
und den groß zu nennen seine Feinde, die ihn nicht kennen und
blind vor ihm bleiben, durch seine Größe gezwungen werden ...
Gepriesen und geheiligt sei das Licht.
Wer es nicht kennt, wird auch nicht anderes erkennen ...« usw.

Das hört sich an wie ein Hymnus. Diese literarische Form gibt es aber in dem nüchternen Islam ebensowenig wie Kirchenmusik. Zudem ist hier an die Stelle Gottes das »Licht« getreten; das klingt nach Dualismus. Allerdings würde man dann erwarten, daß irgendwo auch die »Finsternis« sich meldet. Das ist nicht der Fall. Darum ließe

sich als Alternative zu der Manichäismusthese auch denken, daß unser Autor als Konvertit dem Islam eine Lichttheologie verordnen wollte. Der Koran stünde dem, wie wir sahen, nicht unbedingt entgegen; der ›Lichtvers‹ (Sure 24, v. 35: »Gott ist das Licht von Himmel und Erde«) nimmt mitsamt dem rätselhaften Kontext, in dem er steht, in der religiösen Vorstellungswelt der Muslime bis heute eine zentrale Stelle ein. Die Theologie aber hatte damals im Prinzip noch alle Freiheit der Welt. Wenn man schon den Obskurantismus rügte, wäre Licht die geeignete Waffe, und die Erleuchtung oder ›Aufklärung‹ würde dann aus dem Arsenal der iranischen Welt stammen.

Nur: Wieviel konnte man sich damals erlauben, vor allem wenn man bei Muslimen Karriere machen wollte? Konnte man als Neumuslim Muḥammad einen »Mann aus der Tihāma« nennen? Von seiner Ausbildung her gehörte unser Autor zum höheren Beamtenstand. Sein Vater, selber noch nicht Muslim, hatte für die Araber im iranischen Hochland, dem alten Medien, die Steuern eingetrieben. Man hatte ihn der Unterschlagung bezichtigt und ihm die Dauerschrauben angelegt. Der Sohn ist uns darum bis heute als der »Sohn des Mannes mit den verkrüppelten Fingern« bekannt: *Ibn al-Muqaffa*. Die Araber hatten ihn mit diesem Namen bedacht; eigentlich hieß er, wie damals jeder zweite Konvertit, ‘Abdallāh. Seine Hände hatte er noch sehr nötig; denn er war, wie man auf arabisch sagte, ein ›Schreiber‹. Diese Berufsbezeichnung kennen wir aus dem Alten Testament: »Esra der Schreiber«, ein jüdischer Beamter in iranischen Diensten. Daß in der Verwaltung Leute arbeiteten, die nicht der herrschenden Religion angehörten, war im Orient normal; man mußte nicht unbedingt in der richtigen Partei sein, um in einem Ministerium, einem ›Diwan‹, zu reüssieren. War unser Autor also schon als Manichäer oder gar als Zoroastrier in die Dienste der Araber getreten, bevor er zum Islam konvertierte? Wir wissen es nicht.

Ich will, bevor ich mich in Spekulationen verliere, lieber zu einem zweiten, etwas späteren Beispiel übergehen. Zu einer Lichttheologie ist es im frühen Islam nicht gekommen; derartige Gedanken begegnen uns erst lange danach in der islamischen Philosophie, allerdings wiederum in Iran. Ohnehin sollte man nicht erwarten, daß eine Religion unbedingt auch Theologie entwickelt; das Judentum z. B. hat das kaum je getan. Um ein Gefühl religiöser Zusammengehörigkeit zu schaffen, bedarf es der Theologie nicht. Man braucht dazu anscheinend nicht einmal eine intensive Schriftlektüre. Denn im frühen Islam war, ganz im Gegensatz zu heute, nicht etwa der Koran dasjenige, an dem die Gemeinde sich ihrer Identität bewußt wurde, sondern das gemeinsame Gebet. Den Koran zu lesen, waren nur wenige in der Lage. Die Experten lernten ihn auswendig; aber auch sie kannten vermutlich immer nur einzelne Stücke. Wer je einmal frühe Koranhandschriften gesehen hat, unvokalisiert und sogar unpunktiert, weiß, daß hiermit nur jemand etwas anfangen konnte, der mit dem Text schon vertraut war; sie waren eine reine Gedächtnishilfe. Auch Mission trieb man nicht mit dem Koran; zur Glaubensverbreitung hatte man den Dschihad. Und was die Muslime davon überzeugte, den rechten Weg gegangen zu sein, war natürlich der Erfolg, militärisch und darum auch politisch.

Das Gebet dagegen war von einer besonderen Art. Als Vorbild diente vielleicht das Stundengebet der christlichen Mönche. Aber man hielt keine Zwiesprache mit Gott; das taten erst später die Mystiker. Die Gebetstexte waren ohnehin nicht sehr aussagekräftig; der Akzent lag ganz auf dem Ritual. Letzteres aber vollzog sich wie auf einem Exerzierplatz, und man brauchte jemanden, der die Bewegungen vormachte. Wir sprechen da von einem ›Vorbeter‹; aber das arabische Wort heißt eigentlich ›Anführer‹ (*imām*). In den Militärlagern, die sich allmählich zu Metropolen entwickelten (Basra und Kufa im Irak, Fustat in Ägypten), übernahm deswegen nicht etwa ein Geistlicher diese Funktion, sondern der Heerführer oder der Statthalter; in der Hauptstadt war es beim Hauptgottesdienst am Freitag im

allgemeinen der Kalif, der dann auch die Predigt hielt. Im Idealfall kamen hierzu alle männlichen Angehörigen der Gemeinde zusammen, fünfmal am Tag, und das Ritual wurde in einer solch charakteristischen Form praktiziert, daß man sich des Unterschiedes zu den anderen Religionen kaum noch zu vergewissern brauchte. Man berührte mit der Stirn den Boden, um zu zeigen, daß man sich Gott bedingungslos unterwarf. Man übte also Proskynese wie die byzantinischen Christen, nur daß diese damit ihren Kaiser ehrten. Daß der Gott, der nun an die Stelle des Kaisers getreten war, nur einer sein konnte und nicht etwa zwei oder gar drei, verstand sich dann von selbst. Wenn man im alltäglichen Umgang dem Wir-Gefühl Ausdruck verleihen wollte, sagte man: »wir Leute des Gebetes« oder »wir, die mit der besonderen Gebetsrichtung«, nach Mekka nämlich. Man sagte nicht einfach »wir Muslime«. Letzteres klang damals viel exklusiver; Sekten sonderten sich als die »(wahren) Muslime« von der Großgemeinde ab. Im Gebet dagegen war man ganz bei sich, wie auch immer man sonst denken mochte. Wozu also noch Theologie?

In der Tat ist in manchen Gegenden des islamischen Weltreiches Theologie kaum entstanden, im Maghrib etwa oder in Ägypten – trotz Alexandria. Dagegen blühte sie auf dem Gebiet des alten Sasanidenreiches, vor allem im Irak; die Abbasiden hatten ihre neue Hauptstadt Bagdad ja unweit des zerstörten Ktesiphon gegründet. Der Islam war hier von zahlreichen anderen Religionen umgeben, die alle schon in gegenseitiger Auseinandersetzung eigene theologische Strategien zur Bewahrung ihrer Identität entwickelt hatten. Ihnen gegenüber mußte er sich behaupten. Nicht daß er sich bedroht gefühlt hätte; er beherrschte sie ja und gewährte ihnen im Rahmen seines Rechtssystems Schutz. Man feindete sich auch nicht unbedingt an; man führte vielmehr Streitgespräche. Diese hatten Turniercharakter; manchmal brachte auch der Hof, ein Wesir etwa, die Vertreter der verschiedenen Religionen und Konfessionen zum Gespräch zusammen. Heute würden wir etwas euphemistisch von »Dialog« reden. Das war es damals wohl nicht; aber benehmen mußte man sich bei Hofe schon. In der Tat entwickelte man für diese Ge-

sprache Regeln, die in Benimmbüchern festgehalten wurden und nach denen man auch die theologischen Schriften strukturierte. Natürlich hielt man sich nicht immer daran; aber selbst im Umgang mit Personen, die auf politische Ressentiments hätten stoßen können, blieb man höflich – etwa den Christen, denen sich ja Sympathien für den Erbfeind Byzanz hätten nachsagen lassen. Diese waren freilich auch so sehr untereinander zerstritten, daß es leicht war, sie gegeneinander auszuspielen; denn sie traten auf als drei separate Kirchen, die sich gar nicht gewogen waren und sorgsam ihre verschiedenen Christologien pflegten (Nestorianer, Monophysiten und Melkiten, »Königstreue«, also Vertreter des Basileus und damit der Hochkirche in Byzanz). Zudem gab es auch noch dualistisch überformte christliche Gemeinden wie die Markioniten, die ursprünglich von Anatolien nach Rom sich ausgebreitet hatten und dann nur im Orient übrigblieben, oder die Anhänger des Bardesanes, dazu die Mandäer, eine Täufersekte, die heute noch im Irak lebt und unter Religionswissenschaftlern zeitweise »Johanneschristen« genannt wurde.

Radikal wurde die Auseinandersetzung nur in einem Fall: beim Manichäismus. Hier kam es zu einer Verfolgung, die allerdings gar nicht so sehr den Manichäern selber galt als den Proselyten, die sie unter den Muslimen gemacht hatten oder zumindest zu machen schienen. Der Manichäismus hatte von jeher eine besondere Fähigkeit entwickelt, subversiv in andere religiöse Systeme einzudringen, sie zu unterwandern, so wie wir dies heutzutage im westlichen Christentum bei der Scientology beobachten. Im Irak beeindruckte er vor allem die gebildeten Schichten, Literaten und höhere Beamte; sie waren fasziniert von seiner Offenheit für neue Ideen, seiner »Aufgeklärtheit«, wie man vielleicht sagen könnte. Das bezog sich vor allem auf naturwissenschaftliche Spekulationen. Uns ist das heute völlig unbegreiflich. Wir wissen zwar, daß auch Augustin in seiner Jugend dem Manichäismus erlag. Aber statt Naturwissenschaft sehen wir nur krause Mythologie; was in den manichäischen Texten und in den über den Manichäismus berichtenden Sekundärquellen vom »Vater der Größe« oder dem »König der Finsternis« erzählt wird,

hat eher die Qualität von Science-fiction im Stile der ›Star Wars‹. Aber das heißt ja nicht, daß die Einbildungskraft der Zeitgenossen davon unberührt geblieben wäre. Uns ergeht es mit den »schwarzen Löchern«, von denen unsere heutigen Experten reden, kaum anders, und für Kosmologie, so unbegreiflich sie auch sein mag, haben die Menschen sich zu jeder Zeit erwärmt. Damals diskutierte man leidenschaftlich darüber, wie durch die Vermischung von Licht und Finsternis die Welt hatte entstehen können – und nicht nur die Welt, sondern auch alles, was in ihr geschah, z. B. das Böse. Naturwissenschaft hatte, ähnlich wie heute, immer auch einen Stich ins Ethische.

Warum der Staat diese Diskussionen unterband, läßt sich kaum noch feststellen, und ob die junge islamische Theologie dabei ein Wörtchen mitredete, wissen wir auch nicht. Aber daß diese den Manichäismus zu widerlegen versuchte, erkennen wir aus den Buchtiteln, die aus jener Zeit überliefert sind, und daß man die Sache auch juristisch anpackte, läßt sich zumindest vermuten; denn für kurze Zeit gab es sogar jemanden, der im Dienste der Regierung tätig wurde und den wir in unserem parlamentarischen Jargon wohl einen ›Ketzerbeauftragten‹ nennen würden, *ṣāhib az-zandaqa* im Arabischen. Das Wort für ›Ketzer‹, das auf diese Weise in die Welt kam, *zandaqa*, stammt allem Anschein nach aus dem Mittelpersischen. Ein Ketzer, *zindīq*, war jemand, der zu der heiligen Schrift einen falschen Kommentar verbreitete (›Kommentar‹ hieß *zand* auf persisch, wie in »Zand Avesta«). Ein Traktat wie der von uns zu Anfang behandelte wäre unter diesen politischen Umständen nicht mehr möglich gewesen. In den Prozessen, zu denen es damals kam, wurde, wie es heißt, der Angeklagte bisweilen veranlaßt, auf einen jener reichbebilderten manichäischen Codices, die damals in der islamischen Welt kursierten, zu spucken, damit man ihm seine rechte Gesinnung glaubte.

Der Islam hatte, so sieht man, spürbar an Selbstbewußtsein gewonnen – im doppelten Sinne dieses Wortes; er wußte jetzt auch viel besser, was er war und was er nicht war. Das hatte Folgen; man zeigte nun weniger Interesse an dem, was andere Leute dachten. Der erste, der das zu spüren bekam, war ein verhältnismäßig harmloser, wenn auch sehr kluger Baghdader Wissenschaftler, ein Kopist von Handschriften (wir würden heute sagen: ein Verleger). Er hatte eine riesige Widerlegung des Christentums geschrieben, die bedeutendste ihrer Art im Islam, eigentlich eine Widerlegung der drei Christentümer, die man im Irak kannte. Die beiden Bände, die von ihr noch erhalten sind, wurden vor einigen Jahren herausgegeben, einer über die Christologie und der andere über die Trinität. Aber der Mann war so unvorsichtig, sich in derselben Weise auch mit dem Manichäismus zu befassen. Er verstand sehr viel davon und stellte ihn ganz objektiv dar, in ebenjener gereinigten und »aufgeklärten« Form, wie man ihn im Irak hatte beobachten können; das brachte ihm den Ruf ein, selber ein Manichäer zu sein. Damit war er diskreditiert. Seine Darstellung blieb zwar eine vielbenutzte Quelle; aber sie wurde auf die Dauer nicht mehr abgeschrieben. Dasselbe passierte zwar auch mit seiner Widerlegung des Christentums, aber diese wurde wenigstens von einem christlichen Philosophen aus Bagdad ein Jahrhundert später ihrerseits widerlegt; so ist sie größtenteils erhalten geblieben.

Viele hielten diesen Mann für einen Ketzer. Aber das war er eigentlich nicht; er war nur ein Religionswissenschaftler, *avant la lettre*. Ich habe deswegen seinen Namen auch erst gar nicht genannt.¹ Allerdings hatte er recht freisinnige Ansichten, weil er mehr wußte als die anderen; das machte ihn verdächtig. Außerdem war er ein Schiit; das war gleichfalls nicht nach jedermanns Geschmack. Aber als er

nun mit jemandem zusammenkam – und vielleicht aneinandergerieth –, der im Grunde lediglich ein sunnitischer Theologe war, stand letzterer am Ende in den Augen des Baghdader Establishments als der eigentliche Ketzler da, als *der* Erzketzer des Islam, wie man im Laufe der Jahrhunderte meinte. Das ist eine merkwürdige und vielleicht nie ganz aufzuklärende Geschichte. Der Sunnit hieß *Ibn ar-Rēwandī*. Der Name tut jedoch wieder nichts zur Sache; wichtig ist nur, daß wir daran die iranische Herkunft dieses Mannes erkennen. In Bagdad war er ein Fremder; in Iran dagegen hatte er sich bereits ein gewisses Ansehen als Theologe erworben. Allerdings war es eine andere Theologie; sie stimmte zwar grundsätzlich mit der in Bagdad überein, aber die Akzente waren abweichend gesetzt. Die Sache lag ähnlich wie bei den deutschen Reformatoren und ihren verschiedenen Abendmahlslehren, über die diese sich ja ebenso wenig einigen konnten.

Es kam zu Spannungen, und der Iraner reagierte recht gereizt. Ich will auf Einzelheiten nicht eingehen, und ich kann dies auch nicht, weil die Überlieferung zu sehr gestört ist; es gab nämlich später eine irakische und eine iranische Sicht der Dinge. In Bagdad scheint man sogar die Polizei gegen Ibn ar-Rēwandī bemüht zu haben. Aber zu einem Prozeß kam es nicht; der ›Ketzler‹ hat die Stadt irgendwann wieder verlassen. Die Obrigkeit hielt sich gerne aus solchen Querelen heraus; das tat sie auch später meist. Sie verstand sich nicht als der »weltliche Arm« der Theologie, wie wir dies im Abendland seit dem Zweiten Laterankonzil kennen. Die Abbasiden hatten sich zwar nach der Manichäerverfolgung noch einmal für eine kurze Zeit an einer Religionspolitik versucht. Man hatte Gesinnungskontrolle geübt und sogar an ein Berufsverbot gedacht; die religiösen Autoritäten wurden nämlich vorgeladen, damit sie einen Eid auf ein bestimmtes Dogma ablegten, wenn sie weiter als Richter oder Notare praktizieren wollten. Das Dogma, das dem Staat am Herzen lag, war im übrigen gar nicht so unvernünftig. Es hatte die Form eines Verbotes gehabt: Der Koran sollte nicht mehr als ungeschaffen oder präexistent bezeichnet werden dürfen. Unter Intellektuellen, auch Theologen fand das viel Zustimmung. Aber das gläubige Volk machte

nicht mit. Nach einer kurzen Zeit der Repression wich der Staat zurück, und bis heute glaubt man im Islam, zumindest unter Sunniten, daß der Koran von Ewigkeit her bestehe. Der Kalif hatte demgegenüber vielleicht von einer Staatskirche geträumt – Caesaropapismus wie in Byzanz; bei dem riesigen Raum, den der Islam mittlerweile beherrschte, hätte sich dies ohnehin wohl kaum verwirklichen lassen. Das Experiment lag zu Lebzeiten Ibn ar-Rēwandīs schon ein paar Jahrzehnte zurück. Die Obrigkeit ließ ihn unbehelligt.

6

Damit stehen wir zum erstenmal vor der Frage, wie denn in einem religiösen System, das keine zentrale Institution wie die Kirche kennt und darum auch kein ordnendes Instrument zur Herstellung von Orthodoxie besitzt, Ketzerei überhaupt definiert werden soll. Man konnte ja niemanden exkommunizieren; man konnte ihn nur sozial ächten. Bevor wir eine Antwort versuchen, wollen wir auch hier erst einmal die Streitpunkte – oder zumindest einige von ihnen – Revue passieren lassen. Manches war nicht neu; es ist uns bereits im Zusammenhang mit dem vielleicht apokryphen Text des Ibn al-Muqaffa‘ begegnet. Anderes war auch unter den Baghdadern selber strittig. In der Hauptstadt, die vielleicht anderthalb Millionen Einwohner hatte, gab es keinen geschlossenen religiösen Konsens. Wir wissen vielmehr von zahlreichen über die Stadt verstreuten Lehrzirkeln, in denen man sich auf privater Basis zusammenfand und die Religion in ein System zu fassen versuchte; diese sind in ihrer Struktur vielleicht am ehesten mit antiken Philosophenschulen zu vergleichen. Jeder Professor hatte seinen eigenen Denkansatz; es herrschte große Konkurrenz und kaum Einigkeit, dafür aber ein inspirierender Austausch von Ideen. Manche dieser Lehr- und Diskussionskreise waren recht staats- oder gesellschaftskonform; in anderen wurde die Obrigkeit verteufelt und, wie wir heute sagen würden, Kapitalismuskritik geübt, indem man alles kaufmännische Handeln für verboten erklärte und nach dieser Art auch zu leben versuchte,

als Bettelmönche bzw. ›Sufis‹ gemäß der damaligen Terminologie. Möglicherweise war man dort auch so konsequent, keine Studiengebühren zu erheben. Allerdings war das käufliche Unterrichten ohnehin kein Ideal.

Bei einem solch breiten weltanschaulichen Angebot konnte es nicht schwer sein, die Meinungen gegeneinander auszuspielen. Ibn ar-Rēwandī nutzte diese Möglichkeit ausgiebig. Aber im Vordergrund seiner Kritik stehen doch wie schon seinerzeit die beiden Grundwahrheiten des Islam, die im Glaubensbekenntnis, der Schahāda, festgeschrieben waren: die Einzigkeit Gottes und der Prophetenstatus Muḥammads. Mehr als das Aussprechen der Schahāda wurde ja auch von einem Konvertiten nicht verlangt, wenn er zum Kadi kam, um dem Islam beizutreten; es gab keinen Katechumenenunterricht, und man mußte auch nicht seinem alten Glauben abschwören. Nur wenn man dann gar nicht am gemeinsamen Gebet teilnahm, lief man Gefahr, ins Gerede zu kommen.

Das Gottesbild war mittlerweile gefestigt; der Dualismus konnte als widerlegt gelten, und die Manichäer zogen sich allmählich aus Bagdad nach Samarqand, also Zentralasien, zurück, wo ihr Archegos residierte. Aber die Frage, wie man das Leid der Menschen begründen wolle, wenn ein einziger Gott die Geschicke lenkt, war immer noch nicht gelöst. Zu Anfang hatte die islamische Theologie den Ausweg darin gesucht, daß man Gottes Vorherwissen leugnete; Gott kennt die Zukunft nicht. Denn wenn er die Zukunft nicht kennt, gibt es auch keine Prädestination. Gott *reagiert* nur auf das, was auf Erden geschieht, und der Mensch ist selber verantwortlich für das, was er tut. Man schafft sich also selber sein Leid, bei sich und leider auch bei anderen. Natürlich stand im Koran, daß Gott *alles* weiß; aber das brauchte man eigentlich nicht auf die Zukunft zu beziehen. Denn genau genommen stand da: »Er weiß alle Dinge«, und die zukünftigen Geschehnisse, die futura contingentia, wie man mit Aristoteles sagen könnte, waren noch keine existenten Dinge; sie waren gar nichts. So weit, so gut. Nur: Was wird dann aus Gottes Weisheit oder seiner Gerechtigkeit? Die islamische Theologie entwickelte sich in Form einer Attributenlehre, also einer Theorie der

göttlichen Eigenschaften. Ohne Eigenschaften, so meinte zumindest die Mehrheit, kann Gott nicht sein. Er ist ja zumindest der Schöpfer; das war eine Eigenschaft, auf die man im Monotheismus kaum verzichten konnte. Wie soll er aber die Welt erschaffen, wenn er sie nicht vorherweiß, also noch kein Bild von ihr hat? Er braucht einen Plan, und ›Plan‹ heißt Zukunft. Zwar läßt sich in der lebendigen Wirklichkeit beobachten, daß jemand handelt, ohne einen Plan für die Zukunft zu haben; die Muslime haben das kürzlich wieder einmal erlebt. Aber Gott wollte man das doch nicht zumuten.

An dieser Stelle scheint Ibn ar-Rēwandī sich eingemischt zu haben: Gut, sagte er, Gott weiß also von Ewigkeit her um die Welt, weil er sie sonst nicht schaffen könnte. Dann müßte sie aber auch von Ewigkeit her bestehen, weil er ja gleichermaßen allmächtig ist und sich sein Wissen sofort in Schöpfung umsetzt; die Welt wäre also nie etwas Zukünftiges gewesen. Das war ein Gedanke, den man von Aristoteles her kannte: die Ewigkeit der Welt (oder zumindest der Materie und der Elemente). Als Ibn ar-Rēwandī sich in Bagdad aufhielt, entstand dort bei Hofe die arabische Philosophie, mit al-Kindī, der zeitweise Prinzenzieher war. Nur: Kindī war zwar in vielem ein Aristoteliker; aber er vertrat nicht die Ewigkeit der Welt, und ebensowenig wie er natürlich die Baghdader Theologen; sie glaubten an die Erschaffung in der Zeit. Ibn ar-Rēwandī scheint sich auch gar nicht auf Aristoteles berufen zu haben; vielleicht hat er mit dem genannten Argument bloß gespielt. Vom Koran her ließ die Angelegenheit sich jedenfalls wieder nicht entscheiden. Denn dort stand zwar, daß Gott Himmel und Erde erschuf, aber nicht, wann er dies getan hatte – ebensowenig wie, daß er die Welt aus nichts erschaffen habe. Das findet sich ja auch nicht in der Bibel. Laut der Darstellung im Buche Genesis war vor der Welt Tohuwabohu, das Chaos; das ist zwar ungeordnet, aber nicht nichts. Im Islam stand die Diskussion darüber noch in den Anfängen. Ibn ar-Rēwandī gab nur einen Anstoß, und wir begreifen: Wenn man in dem begrifflichen Räderwerk, zu dem das Gottesbild der Theologie sich entwickelte, nur ein wenig an den Schräubchen drehte, war der Teufel los.

Brisant wurde die Sache, als die Diskussion sich auf die Prophetie verschob. Man wußte, daß es Religionen gab, die ohne einen ›Propheten‹ auskamen. In Basra, wo Schiffe aus aller Herren Länder anlegten, stieß man auf indische Kaufleute und manchmal auch auf buddhistische Mönche, die sich ihnen angeschlossen hatten. Diese Mönche, mit dem indischen Begriff *śramaṇa* genannt, arabisch *Sumanīya*, fanden sich offenbar gerne zu einem Gespräch bereit. Muḥammad war ohnehin nicht in dem Sinne ein Prophet, wie wir das aus dem Alten Testament kennen. Im Gegensatz zu Gestalten wie Amos, Jesaja oder Jeremia, die im Koran gar nicht vorkommen, ist er jemand, der eine neue Religion begründete, und er tat dies als Gesetzgeber, mit einem Buch, das gewissermaßen die Verfassung einer neuen Gesellschaft war. Der Koran ist in viel stärkerem Maße Lebensordnung als etwa das Neue Testament. Damit wurden aber auch die früheren Religionsstifter, die ein Buch brachten, Mose und Jesus, für den Islam zu Propheten; aus unserer Sicht sind sie das eigentlich nicht, zumindest nicht in erster Linie. Ihre Bücher hielt man für göttlichen Ursprungs, die beiden Testamente ebenso wie den Koran. Dem stand allerdings entgegen, daß alle diejenigen, die aus dem Christentum oder dem Judentum zum Islam konvertierten, zu ihrem alten Glaubensgut in Distanz treten mußten. Sie ließen sich dann manchmal darauf ein, im einzelnen darzulegen, warum sie die Bibel nicht mehr für wahr hielten. Der Koran hielt dafür auch die entsprechenden Aussagen bereit; dort hieß es von den Juden und kurz darauf ähnlich von den Christen (Sure 5, v. 13 f.): »Sie entstellten die Worte (der Offenbarung, indem sie sie) von der Stelle weg(nahmen), an die sie hingehören, und sie vergaßen einen Teil von dem, womit sie erinnert worden waren«. Heilige Schriften konnten entstellt oder verfälscht werden. Man merkte z. B. recht bald, daß die Genealogien Jesu in Mt. 1,1-17 und Lk. 3,23-38 nicht übereinstimmten.

Da gab es dann auch unter den Muslimen den einen oder andern, der sich eingestand, daß der Koran, wenn man ihn im Zusammenhang las, gleichfalls an systematischer Klarheit zu wünschen übrigließ. Er war zwar das Dokument des dritten und letzten ›Bundes‹,

den Gott mit den Menschen geschlossen hatte. Aber er war auch reich an Widersprüchen oder Aussagen, die nicht mehr in die Gegenwart hineinpaßten. Warum, so fragte Ibn ar-Rēwandī, wird uns ein Paradies versprochen, in dem Milch und Honig fließen? Wer trinkt denn schon frische Milch? Das machen nur die Beduinen; einem Menschen von Geschmack, also einem Städter, ist Sauermilch oder Yoghurt entschieden lieber. Uns amüsiert ein solches Wort; wir hören hier jene Entspanntheit im Umgang mit religiösen Vorstellungen heraus, die wir aus dem jüdischen Witz kennen. Milch hält sich im Orient ja nicht lange. Aber man stellte auch ernstere Fragen: Seit vorislamischer Zeit war es geheiligter Brauch, beim Opferfest am zehnten Tag des Monats Dhū l-ḥiǧǧa oder bei der Pilgerfahrt ein Schaf oder ein Kamel zu schlachten. In Mekka ist das heute bekanntlich ein organisatorisches Problem; die Saudis haben zur Verwertung des anfallenden Fleisches riesige Kühlhäuser gebaut. Damals jedoch dachte man nicht in diesen materiellen Dimensionen. Man fragte viel grundsätzlicher: Wie vertragen sich die blutigen Opfer mit dem allgemeinen Tötungsverbot? Der Ketzler reagiert also wie ein moderner Tierschützer.

Oder, noch einmal anders ansetzend: Wie soll man mit Wundergeschichten umgehen? Diese waren zwar im Koran viel seltener als im Neuen Testament. Aber immerhin: Bei der ersten großen Schlacht, die die junge muslimische Gemeinde gegen die heidnischen Mekkaner gewann, hatten angeblich Engel an der Front mitgekämpft (Sure 8, vv. 9 und 12). Die nächste Schlacht ging dann leider verloren; wo waren da die Engel geblieben? So etwas könnte auch bei Salman Rushdie stehen. Der historische Verlauf wirkte ohnehin, so wie man ihn aus dem Koran herauszulesen meinte, etwas umständlich. Warum überhaupt die Engel? Hätte nicht Gott selber in seiner Allmacht eingreifen können und dann gleich ein für allemal, mit einem Endsieg gewissermaßen? Und zudem: Hätte er sich nicht auch den Propheten sparen können, der doch solche Mühe hatte, sich durchzusetzen? Ein Engel, so wie wir uns den heiligen Michael vorstellen, mit einem Schwert in der Hand, hätte viel mehr Eindruck gemacht. Oder noch einfacher: Gott hat den Menschen einen Verstand gege-

ben; warum schickt er dann noch eine Offenbarung hinterher? Denn wenn die Offenbarung mit dem übereinstimmt, was man auch mit dem Verstand herausbekommt, ist sie überflüssig; wenn sie dem aber widerspricht, ist sie irrational. Ohnehin ist nicht leicht zu erkennen, wie man einen Propheten von einem Schwindler unterscheiden soll. Also: Was zwingt uns, an den Koran zu glauben?

Wir wissen nicht, wie ernst Ibn ar-Rēwandī dies alles meinte. Selber hat er sich offenbar nie vom Koran gelöst; er war kein Apostat. Einige seiner Einwände hat er angeblich später sogar selber widerlegt. Vielleicht haben wir es also nur mit dialektischen Lockerungsübungen zu tun. Mit dem Problem der falschen Propheten hatte die irakische Theologie sich schon früher beschäftigt. Schließlich hatten sich ja bereits unmittelbar nach dem Tode Muḥammads auf der Arabischen Halbinsel Konkurrenten zu Wort gemeldet, die von einigen abtrünnigen Stämmen unterstützt wurden und gegen die Abū Bakr, der erste Kalif, hatte zu Felde ziehen müssen. Den echten Propheten, so hatte ein bekannter irakischer Literat gesagt, erkennt man daran, daß er eine bestimmte Fähigkeit in vollkommener Weise besitzt. Mose war der große Zauberer; er verwandelte nämlich vor dem Pharaon seinen Stab in eine Schlange. Jesus war der große Heiler; er erweckte sogar Tote zum Leben. Muḥammad war der große Redner; das zeigt sich an der Sprache des Korans. Dagegen hatte es Widerspruch gegeben: Muḥammad war zwar ein guter Redner, so sagte man; aber vor allem war er ein Politiker – wir würden sagen: ein Demagoge. Im übrigen aber war er sinnlich und ein Weltmensch, mit all seinen Frauen; Jesus war viel asketischer, er blieb unverheiratet. Das sagte nicht etwa Ibn ar-Rēwandī; es war vielmehr der Stand der Diskussion, als er in sie eingriff – und er verschärfte sie anscheinend nicht, sondern versuchte es mit einer neuen Theorie: Die Propheten sind, so meinte er, Kulturheroen; sie lehren die Menschheit etwas, auf das diese von sich aus nicht gekommen wäre. Adam, der erste Prophet, erfand z. B. die Sprache, d. h., er erfand sie nicht, sondern Gott brachte sie ihm bei, als er noch im Paradies war. Die anderen Propheten sorgten dafür, daß die Menschen sich weiterentwickelten. Ibn ar-Rēwandī erklärte dies am Beispiel der Giftpflan-

zen: Wie hätten die Menschen ohne Belehrung wissen sollen, was eßbar ist und was nicht? Hätte es die Propheten nicht gegeben, wären die Menschen vermutlich gleich wieder ausgestorben.

7

Lange Diskussionen schlossen sich daran an – über die Entstehung der Sprache, ob durch göttliche Setzung oder durch menschliche Konvention; über die Entstehung von Kultur, durch Erfindungen wie Ackerbau, Handwerk, Musik usw. Ibn ar-Rēwandīs zahlreiche Traktate, die »skandalösen Bücher«, wie man sagte, wurden also nicht nur widerlegt, sondern auch fortgeführt. Er war vielleicht nur ein Ketzer à contrecœur. Aber ich will das jetzt beiseite lassen und nur noch kurz eine letzte Figur einführen. Es handelt sich um jemanden, den wir auch aus unserer eigenen mittelalterlichen Überlieferung kennen: *Rhazes*, Rāzī auf arabisch, der Mann aus Raiy oder Rhagae, jener iranischen Metropole auf dem Gebiet des heutigen Teheran, die durch den Überfall der Mongolen unterging. Er war Arzt, und sein Name blieb neben dem des Galen über Jahrhunderte hinweg für Europa eine Autorität. Er leitete ein Krankenhaus in Raiy und später in Bagdad; seine klinischen Beobachtungen schrieb er auf, über die Pocken und die Masern z. B., sogar über den Heuschnupfen, mehr als 20.000 Seiten, »wie ein Amuletteschreiber«, um einen Zeitgenossen zu zitieren. Die Skripten sind mittlerweile in Indien gedruckt, 25 Bände insgesamt. Seine religionskritischen Schriften dagegen sind verloren; wir haben wieder nur einige Fragmente. Er lebte um 900; Ibn ar-Rēwandī ist ihm wohl nicht mehr begegnet. Die Theologie hatte gemerkt, daß man nur mit umfassenden Synthesen der uferlosen Debatten Herr werden und das wilde Denken in geordnete Bahnen lenken konnte. Aber die Ärzte waren von jeher diejenigen in der intellektuellen Elite, die dem Deutungsmonopol der Theologen am ehesten Widerstand entgegengesetzten, neben den Alchemisten und den Astrologen, den Vorläufern unserer heutigen Naturwissenschaftler. Sie bewahrten hellenistisches Denken und

verschrieben sich da häufig einer philosophischen Tradition, die sich weniger mit Plato oder Aristoteles verband als mit dem Skeptizismus. Sie waren häufig auch gar keine Muslime. Nur kam die islamische Oberschicht ohne sie nicht aus; so genossen sie Schutz und gewannen Selbstvertrauen.

Rāzī war kein Atheist; aber er ließ Gott nicht mehr viel zu tun. Allah war für ihn nicht der Schöpfer im üblichen Sinne. Denn Rāzī glaubte nicht an die creatio ex nihilo, sondern hatte sich statt dessen eine Kosmologie ausgedacht, in der fünf ewige Prinzipien am Werke waren, zu denen neben Gott auch die Urmaterie gehörte. Gott schuf selber aus dieser Materie nichts; das besorgte vielmehr eine Art Weltgeist, den Rāzī ›Seele‹ nannte. Nur daß dieser Weltgeist manchmal Fehler machte; dann mußte Gott nachbessern. Alles in allem also ein recht apartes System, nicht ohne Phantasie, aber auch nicht gerade islamisch. Die heiligen Schriften kümmerten Rāzī wenig; selbst in seiner Ethik stützte er sich nicht auf den Koran, sondern orientierte sich an Sokrates. Die Propheten dagegen, Mose, Jesus, Muḥammad, waren, so meinte er, der Ursprung allen Übels; denn sie hatten die Menschen hinters Licht geführt, indem sie Tricks anwendeten, also Wunder taten, an die man glauben sollte. Lehrmeister und Kulturhéroen sehen anders aus, meinte Rāzī und empfahl statt dessen wiederum, dem eigenen Verstand zu vertrauen. Das war Freigeisterei mit einem typisch aufklärerischen Gestus. Eine eigene Gemeinde bildete Rāzī allerdings nicht; er war aufreizend elitär. Das erklärt sich nicht allein aus seinem Naturell, sondern auch daraus, daß das religiöse Umfeld sich geändert hatte. Er nahm nicht mehr eine systematisierende Theologie in den Blick, sondern die Frömmigkeit des gemeinen Volkes, die damals gerade in Raiy in Blüte stand. Diese richtete sich in pietistischer Form an der Prophetenüberlieferung aus. Der Koran trat ähnlich wie bei den Theologen, so auch hier in den Hintergrund; man hielt sich vielmehr an eine Vielzahl angeblicher Aussprüche Muḥammads, die das Alltagsleben der Muslime bestimmten und natürlich auch normierend in die Ethik hineinwirkten. Als Mediziner hatte Rāzī mit diesen Leuten kaum Kontakt; er war ja kein Armenarzt. Aus antiker Sicht, die ihm in den

Büchern entgegentrat, waren die Religionen eigentlich nur Irrwege. Die Christen glauben, so sagte er, daß Gott einen Sohn habe; die Juden behaupten genau das Gegenteil, und Muḥammad meinte, es habe da zwar eine Jungfrauengeburt gegeben, aber der Sohn der Maria sei dennoch ein ganz normaler Mensch. Die Manichäer oder die Zoroastrier halten von alledem zwar nichts, aber sie sind auch nicht klüger; denn wer glaubt schon an zwei Götter? Dann schon lieber fünf Urprinzipien. Während Ibn ar-Rēwandī vielleicht nur mit den Argumenten spielte, meinte Rāzī es sehr ernst. Tolerant war er vermutlich nicht; das ist ohnehin bei Aufklärern nicht immer der Fall.

8

Was davon in den Gehirnen haftenblieb, zumindest bei den Intellektuellen, war der Eindruck, daß auf theologische Behauptungen kein Verlaß sei. Die religiösen Streitgespräche gerieten etwas in Verruf; bei der Sache kam nichts heraus. Es wurde modern, zu behaupten, daß in puncto Religion alle irgendwie recht hätten. Diese Ansicht hatten schon die antiken Skeptiker vertreten; damals nannte man das ἰσοσθένεια τῶν λόγων, Gleichwertigkeit der Argumente. Karneades, der Begründer der Neuen Akademie, also ein Mann in der Tradition des großen Plato, hatte bei einem Auftritt in Rom i. J. 155 am ersten Tag mit tönenden Worten für die Gerechtigkeit plädiert und am zweiten mit ebensolchem rhetorischen Aufwand dagegen. Wenn in der islamischen Welt gebildete Christen oder Juden gefragt wurden, warum sie sich denn nicht zum Islam bekehrten, wichen sie manchmal unter Hinweis auf ebendiese ἰσοσθένεια τῶν λόγων aus. Ein solches Gespräch ist uns überliefert. Jemand war gefragt worden: »Warum bindest du dich denn an deine Religion?«, wieder ein Iraner übrigens. Und er antwortete:

»Sie hat für mich ein besonderes Fluidum; denn ich bin in ihr geboren und aufgewachsen. ... Mir geht es wie jemandem, der ein Karawanseray aufsuchte, um dort, bei strahlendem Himmel,

eine Weile des Tages Schatten zu finden. Der Herr des Karawan-serays brachte ihn in eines der Zimmer; er fragte dabei gar nicht danach, ob ihm das (Zimmer) recht sei. Während er sich nun dort aufhielt, siehe! da kam eine Wolke auf, und es goß in Strömen. Im Zimmer (began es) zu tropfen, und er schaute sich um nach den (anderen) Zimmern, die in dem Absteigequartier waren; aber er sah, daß es auch da durchregnete. Der Hof des Hauses war zudem, wie er sah, (von) Schlamm (bedeckt). Da dachte er bei sich (daß es besser sei), dort zu bleiben, wo er war, und nicht in ein anderes Zimmer umzuziehen; (so) würde er seine Ruhe haben und seine Füße nicht mit dem Schlamm und dem Kot im Hof beschmutzen. – So auch ich: Ich wurde geboren, ohne Verstand zu besitzen; dann brachten mich meine Eltern in diese Religion hinein, ohne daß ich sie vorher hätte erproben können. Und als ich sie näher prüfte, da sah ich, daß sie vorgeht wie die anderen auch ...«,

und den Rest können Sie sich denken. Ich will hier meinen Überblick abbrechen. Dieser Text gehört ungefähr in die Zeit kurz vor der ersten Jahrtausendwende (nach unserem Kalender), im Islam Ende 4. Jh. H., in Europa die letzten Jahre der Ottonenherrschaft. Der religiöse Zweifel begegnete uns in verschiedener Gestalt: zuerst als Kritik von außen, Kritik am Islam aus der Sicht einer anderen, intellektuell noch überlegenen Religion, vergleichbar etwa dem Angriff des Celsus auf das Christentum; dann Kritik nach innen, an der Brüchigkeit des eigenen theologischen Denkens; schließlich Kritik an der Religion überhaupt. Mehr und mehr wurde der Zweifel zur Ketzerei, aber es war immer Ketzerei im Kontext einer großen religiösen und weltanschaulichen Pluralität, wie wir sie so in Europa bis in die spätere Neuzeit nicht erlebt haben. Darum wundert uns nicht, wenn manche sich schließlich mit ihrem Urteil zurückhielten; der Zweifel führte da also weniger zu einer Aufklärung als zur Besinnung auf jenes Quentchen Lebenserfahrung, das man im Laufe der Jahre gewinnt, zu einer Weisheit im orientalischen Sinne, die die Aggressivität des scharfen Lichtes und der Aufklärung nicht kennt. Allerdings blieb diese Weisheit darum auch ohne Kraft, Resignation.

Es bleibt vielleicht eine letzte Frage: Was ist denn aus den kecken und manchmal auch klugen Gedanken geworden, die in den geschilderten zweieinhalb Jahrhunderten geäußert wurden? Manche von ihnen hat der Islam an die europäische Aufklärung abgegeben. Rāzī's Religionskritik lebte weiter in dem Wort von den drei Betrügern Mose, Jesus und Muḥammad (*De tribus impostoribus*), das im 17. Jh. in Europa kursierte und Friedrich II. von Hohenstaufen in die Schuhe geschoben wurde; es ist im arabischen Orient lange vorher belegt. Gottgläubigkeit rein aus dem Verstande, ohne Zutun einer Offenbarung, wurde beschrieben in einem Buch, das unter dem Titel *Philosophus autodidactus* in Europa großen Anklang fand, wiederum im 17. und 18. Jh.; es war ursprünglich verfaßt von dem arabischen Philosophen Ibn Ṭufail, einem Vorgänger des Averroes, der im 12. Jh. in Spanien lebte. Viel früher schon hatten islamische Theologen darüber nachgedacht, wie denn jemand, der einsam auf einem Berge oder einer Insel aufwächst, allein durch die Betrachtung der Natur ohne Kenntnis einer heiligen Schrift zu einer natürlichen Religion finden kann. Das ist natürlich auch das Motiv in Daniel Defoes *Robinson Crusoe*.

Aber Europa ist nicht mein Thema. In der islamischen Welt hielt die ketzerische Kritik sich nicht. Sie wurde zwar im allgemeinen nicht mit Gewalt unterbunden; aber sie war nicht mehrheitsfähig. Die Theologie war dies im übrigen auf die Dauer auch nicht. Sie hatte sich in einen waffenstarrenden Rationalismus hineingerettet; aber sie scheiterte am Problem der Theodizee, der göttlichen Gerechtigkeit. Hier wurden ihre Spekulationen so kompliziert, daß ihr die Gläubigen abhanden kamen. Das System brach zusammen, ganz ohne Erdbeben von Lissabon, einfach so. Man darf nicht vergessen: Im Islam ist Theologie eine Sache des Marktes. Sie wird nicht durch eine Institution gestützt, sondern nur durch den Konsens, und wenn niemand mehr zuhört, ist die Sache vorbei. Das heißt nicht, daß der Islam dann am Ende sei, keineswegs. Auch im Mittelalter stellten die Muslime sich bloß um. Das Rückgrat des Islam wurde die Juris-

prudenz; sie war lebensnäher und nützlicher. Die Theologen wechselten ebenfalls erst einmal bloß die Prioritäten; statt von Gottes Gerechtigkeit sprachen sie nun lieber von seiner unergründlichen Allmacht. Diese systematische Umpolung hatte natürlich zur Folge, daß die Vorgänger nichts mehr galten; sie standen plötzlich als Häretiker da. Aber das war halb so schlimm; sie starben auf die Dauer ohnehin aus. Den Nachfolgern erging es im übrigen kaum besser; sie wurden mehr und mehr rechts überholt von der islamischen Mystik. Dort herrschten andere Verhältnisse. Der Mystiker hat einen direkten Draht zu Gott, so wie bei uns in der Esoterik; ein intellektuelles Training wie in der Theologie braucht er dazu nicht. Das ging an die Wurzel, und die Theologen ebenso wie die Juristen reagierten schon in dem von mir behandelten Zeitraum mit einem Ketzerprozeß, dem berühmtesten im Islam, der mit einer grausamen Hinrichtung und einer Zurschaustellung am Kreuz endete.² Ich bin darauf nicht mehr eingegangen; er fällt in das Jahr 922, und die Mystik war nachher nicht mehr dieselbe. Aber auch die Theologie wurde mehr und mehr an den Rand gedrängt. In Saudi-Arabien ist sie heute verboten, wie bei den Frauen das Autofahren.

Mystik ist dort allerdings ebenfalls verpönt; sie geriet schon unter Druck, als im 19. Jh. die Reformbewegungen eine Rückkehr zu den Anfängen und zum Koran propagierten. Diese Wende hatte man bis dahin so rigoros eigentlich nur selten vollzogen, und die Reform war, ähnlich wie bei uns die Reformation, mit ihrem sola-scriptura-Prinzip denn auch der erste Schritt zum Fundamentalismus. Aber die alte Hochschätzung der Vernunft gab man dennoch nicht auf. Die Mystiker hatten den Propheten Muḥammad in den Mittelpunkt ihrer Verehrung gestellt; er war für sie der »vollkommene Mensch«, ἄνθρωπος τέλειος, wie man schon in der Gnosis gesagt hatte. Die Reformer machten aus ihm dann einen Helden der Geschichte. Das übernahmen sie aus Europa, nicht so sehr von Carlyle, in dessen *On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History* (veröffentlicht 1841) Muḥammad neben Luther oder Cromwell trat, als vielmehr von Auguste Comte. Carlyle las man allenfalls in Indien; dort hatte sich das Englische durchgesetzt. In Ägypten aber sprach man, wie über-

all in gebildeten Kreisen, Französisch. Und Comte markierte damals den Höhepunkt französischer – oder europäischer – Philosophie; sein Positivismus war Aufklärung par excellence. Er hatte gesagt, daß das Zeitalter der Religion zu Ende sei; man lebe jetzt im Zeitalter der Wissenschaft. Die Religion, die er meinte, war natürlich das Christentum, dem in der Französischen Revolution der Boden entzogen worden war. Gegen diese Behauptung hatten die ägyptischen Reformer nichts einzuwenden; nur meinten sie, daß bei ihnen das wundergläubige Christentum längst vom Islam abgelöst worden sei. Dieser habe das abschließende Wissen und damit auch jene Wissenschaft gebracht, zu deren Beweis man keine Wunder brauche. Muḥammad habe, als das Christentum am Ende war, die ideale Gesellschaft geschaffen.

10

Man kann sich natürlich Gedanken darüber machen, mit welchem Begriff von Wissen und Rationalität wir es hier zu tun haben. Es fällt ja auf, daß eines nie kritisiert wurde: das islamische Gesetz. So behielt der Islam seine Kraft. Das Gesetz war das, woran man sich festhielt. Es war göttlichen Ursprungs; denn wenn Gott die Welt schon erschafft, so ist es nur billig und recht, daß er in ihr auch für Ordnung Sorge. Ordnung war wichtiger als Aufklärung. Das heißt nicht, daß man der Aufklärung ausgewichen wäre; aber sie bestand im Islam nur aus einzelnen lichten Momenten. Vielleicht ist das überall so. Aufklärung ist vermutlich nichts, was man für immer hat; man muß sie vielmehr immer von neuem sich zu eigen machen. Für das Christentum stellt sich damit, zumindest in seiner abendländischen Variante, die Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Wissen; man hat darüber von jeher nachgedacht. Im Islam ist das anders (wie übrigens auch im orientalischen Christentum); der Glaube tritt dort als eigene Größe stark zurück. Das Christentum war durch ein Geschehen in die Welt gekommen, an das sich lediglich glauben ließ: die Auferstehung. Sie war ein Wunder; denn sie durchbrach die

Gesetze der natürlichen Ordnung: »Tod, wo ist dein Stachel?« Auch für den Weiterbestand des Christentums blieb dieses Wunder eine *conditio sine qua non*; aus ihm ergab sich theologisch alles übrige: die Christologie, die Trinität. Für den Islam war demgegenüber das Urerlebnis eine Offenbarung; sie konkretisierte sich in einem Buch, das, wie man bald glaubte, von Ewigkeit her bei Gott war – wie der Logos nach der Aussage des Johannesevangeliums. Auch diese Offenbarung war ein Wunder, aber nur in ihrem Geschehen, ihrer »Herabkunft«, nicht in ihrem Inhalt. Wunderbar war an ihr, wie man meinte, ihre vollkommene sprachliche Gestalt; hiermit »durchbrach« sie die »Gewohnheit Gottes«, wie die Theologen seit dem 10. Jh. zu sagen sich angewöhnten. Der Inhalt dagegen blieb ganz und gar dem Verstande zugänglich. Dieser unterschiedliche Ansatz der beiden Religionen ist, wie mir scheint, nicht ganz unwichtig. Die westliche Aufklärung traf mit voller Wucht den christlichen Wunderglauben; die Muslime sind, spätestens seit dem 19. Jh., immer wieder ausgewichen.

Ob die Muslime damit klug handelten, ist eine Frage für sich. Zwar tastete man sich, als man den Anfängen noch recht nahe war, einmal zu dem Gedanken vor, daß alle Propheten lediglich »getrickst« hätten, also ihre Offenbarung nicht ernst meinten. Aber das leuchtete der Mehrheit dann doch nicht ein. Zwar ist bei Leuten, die ihrem Verstand zuviel zutrauen, immer damit zu rechnen, daß sie anfangen zu tricksen, wenn sie nicht weiterwissen. Andererseits hat Gott doch für Ordnung gesorgt. Wo käme man hin, wenn man sich nicht einmal mehr auf die Propheten verlassen könnte? Der Prophet Muḥammad, aber auch seine Vorgänger Mose und Jesus stehen bis heute im Islam hoch im Kurs. Wir denken da vielleicht heutzutage etwas anders. Nur: Wie war das noch mit unseren »Bankern«? Sie haben vor kurzem auch ein wenig zuviel getrickst; dennoch verlangen sie, daß wir weiter an sie glauben. Sollte es in unserem »System« ebenso durchregnen wie in dem genannten Karawanseray? Aber ich muß ja nicht alle Fragen beantworten.

Anmerkungen

- 1 Es handelt sich um Abū ʿĪsā al-Warrāq. Er ist bisher nur im Ansatz monographisch behandelt.
- 2 Vgl. dazu die bis heute kaum überholte Monographie von Louis Massignon, *La Passion d'al-Ḥallāj, martyr mystique de l'Islam*, 1-2, Paris 1922; ²1-4, Paris 1975; engl. Übs. von H. Mason, 1-4, Princeton 1982.

ZWEITER TEIL

DIE HERBSTTAGUNG IN ZÜRICH
VOM 13. BIS 16. SEPTEMBER 2009

TISCHREDE

EBERHARD JÜNGEL

Sehr verehrte Gäste, liebe Ordensmitglieder!

Unser Orden hat sich in diesem Jahr aus gegebenem Anlaß intensiv mit Alexander von Humboldt (1769-1854), dem ersten Kanzler der Friedensklasse des Pour le mérite, und mit Charles Robert Darwin (1809-1882), der 1868 in den Orden aufgenommen wurde, befaßt. Das ist würdig und recht. Denn »Herkunft bleibt Zukunft« (Heidegger).

Doch daß vor 200 Jahren der Zeichner und Dichter des »Struwelpeter« Heinrich Hoffmann geboren wurde und daß vor 101 Jahren der sich in Hoffmanns Spuren bewegende Wilhelm Busch gestorben ist – das konnte der Orden souverän ignorieren, da beide einfach nicht dazugehörten zu den Zelebritäten dieses Ordens. Indessen, dieses souveräne Ignorieren ist *nicht* würdig und recht. Denn beide hätten nur zu gut zu uns gepaßt: zu den Humoranfälligen unter uns ohnehin; doch da die beiden zeichnenden Dichter oder dichtenden Zeichner ausgesprochen subversive, psychotherapeutisch überaus wirksame Pädagogen waren, hätten sie erst recht zu den Humorlosen unter uns gepaßt. So oder so – sie würden diesen Orden unge-

mein schmücken. Nicht zufällig hat denn auch Heinrich Hoffmann gleich zwei unserer derzeitigen Ordensmitglieder veranlaßt, ihm literarische Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Und so erlaube ich mir denn, Sie, verehrte Gäste und Ordensmitglieder, mit einer Erinnerung an diese beiden Meister des schwarzen Humors zu grüßen.

Heinrich Hoffmann sei mit einer in der derzeitigen Finanzkrise hochaktuellen Prognose zitiert, also lautend:

*Das Gold wird Kupfer werden,
Der Hochmuth kommt zu Fall;
So geht es zu auf Erden,
Das Gold wird schnelle all!*

Wilhelm Busch darf in diesem Orden schon deshalb nicht ignoriert werden, weil er einer der gelehrigsten Schüler Darwins gewesen ist. Das begab sich so: Der junge Wilhelm Busch wurde von einem Onkel (Georg Kleine) erzogen, der im Hauptberuf Pastor, noch lieber und leidenschaftlicher aber Theoretiker und Praktiker der Bienenzucht war. Er hat allerdings aus seinen diesbezüglichen Erkenntnissen keine theologischen Schlußfolgerungen gezogen – im Unterschied zu einer anno domini 1783 publizierten *Insecto-Theologia*, in der man die auf Hirn und Herz gleichermaßen durchschlagende Frage lesen kann:

*Was sagst Du nun, verstockter Atheist,
der Du des Schöpfers Sein und Macht
in Zweifel ziehst,
wenn Du die Polizei der Bienen siehst?*

Nein, Pastor Kleine wurde für die Nachwelt nicht aufgrund einer apologetischen *Insecto-Theologia* bedeutsam, sondern aufgrund eines an ihn gerichteten Briefes Darwins, in dem dieser Auskunft über die Variabilität von Größe und Verhaltensweisen der Honigbienen in Deutschland erbat. Beim Mittagessen oder beim Abendessen

dürfte Pastor Kleine seinem Neffen Wilhelm Busch von diesem Brief Darwins erzählt und damit die naturwissenschaftliche Neugierde des jungen Mannes geweckt haben. In einer soeben unter dem Titel »Zoologia comica. Charles Darwin und Wilhelm Busch« erschienenen Untersuchung (Mitteilungen der Wilhelm-Busch-Gesellschaft e. V. Nr. 71/2009) ist nunmehr stringent nachgewiesen, daß Darwin vor allem im Werk Wilhelm Buschs weiterlebt.

Und so sei denn Wilhelm Buschs Beitrag zur neuesten Debatte über Hirnforschung und Willensfreiheit zitiert:

*Als ich in Jugendtagen
Noch ohne Grübeleien,
Da meint ich mit Behagen,
Mein Denken wäre frei.*

*Seitdem hab ich die Stirne
Oft auf die Hand gestützt
Und fand, daß im Gehirne
Ein harter Knoten sitzt.*

*Mein Stolz, der wurde kleiner.
Ich merkte mit Verdruß:
Es kann doch unsereiner
Nur denken, wie er muß.*

Doch nun, meine Damen und Herren, ist es an der Zeit, sich den Gaben zuzuwenden, die zu genießen wir hier beisammen sind. Ich ermuntere Sie, sich an Speis und Trank zu erfreuen, und tue es, indem ich noch einmal Wilhelm Busch das Wort gebe:

*Jede Gabe sei begrüßt,
Doch vor allen Dingen:
Das, worum Du Dich bemühst,
Möge Dir gelingen.*

VORTRÄGE

ALBERT ESCHENMOSER

DARWINS »WARM LITTLE POND«

Das Postulat einer natürlichen Entstehung des Lebens ist eine logische Konsequenz von *Charles Darwins* Theorie der biologischen Evolution. *Darwin* selbst hat sich zur Frage des Ursprungs des Lebens in seinen wissenschaftlichen Schriften wohlweislich nie geäußert, gab es doch zu seiner Zeit im Unterschied zur Fülle empirischen Beobachtungsmaterials zur Evolution des Lebens von dessen Ursprung keinerlei Spuren, es sei denn die Tatsache der Existenz des Lebens selbst. Indessen hat er sich privat zu dieser Frage geäußert, so in einem seiner Briefe an den Fachkollegen und Freund, den Botaniker *Joseph D. Hooker*, dem er 1871 Bezug nehmend auf die damals offenbar in Fachkreisen aufgeworfene Frage, warum denn nicht immer wieder von neuem Leben entstehe, u. a. schrieb [1] [2]:

»It is often said that all the conditions for the first production of a living organism are now present, which could ever have been present. But if (and oh! what a big if) we could conceive in some warm little pond with all sorts of ammonia and phosphoric salts, light, heat, electricity, &c., present, that a protein compound was chemically formed ready to undergo still more complex changes, at the present day such

matter would be instantly devoured or absorbed, which would not have been the case before living creatures were formed.

Die erste Veröffentlichung des Briefwechsels von *Charles Darwin* durch seinen Bruder *Francis* geht auf das Jahr 1887 zurück [1]. *Darwins* »warm little pond« und ebenso sein Ausruf »and oh! what a big if« sind heute unter Wissenschaftlern, die sich für das Problem der Biogenese interessieren, legendär.

Die natürliche Entstehung des Lebens durch chemische Selbstorganisation der Materie auf der Erde (oder anderswo) ist heute ein zentrales *Postulat* der Naturwissenschaft. Geologie, Paläontologie und Biologie datieren auf Grund empirischer Daten den Beginn der Existenz von Leben auf unserer Erde auf einen Zeitraum zwischen 2,5 bis 3,5 Milliarden Jahren (Bild 1). Aus physikalisch-chemischer Sicht war der Übergang der Materie von »nichtlebend« zu »lebend« eine *kontingente* Folge des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik und der chemischen Eigenschaften der Materie. Es gibt indessen auch Wissenschaftler, die in diesem Übergang nicht ein kontingentes Ereignis, sondern einen *Imperativ* der physikalischen Gesetze unseres Universums sehen [3].

Leben, wie wir es kennen, ist ein »chemisches« Leben. Letztlich ist es das grundlegende chemische Phänomen der *Katalyse*, was »chemisches« Leben möglich macht. Weil es Katalyse gibt, besteht in der Welt der Moleküle die Möglichkeit, in chaotischem Reaktionsgeschehen komplexer Gemische energiereicher chemischer Verbindungen *Ordnung* zu schaffen. Solches Geschehen läßt sich dadurch in geordnete Reaktionsbahnen lenken, daß *bestimmte* Reaktionen *bestimmter* Moleküle durch Katalyse selektiv beschleunigt werden. Weil Katalyse strukturspezifisch sein kann, kann es Moleküle geben, die ihre eigene Bildung katalysieren und – kraft besonderer Struktur und chemischer Eigenschaften – Träger und Überträger struktureller und funktioneller Information sein können. Aus materieller Sicht sind Organismen – unter sehr viel anderem – allem voran strukturell und funktionell komplexe Systeme katalytischer Netzwerke, die unter Kontrolle sich selbst replizierender Katalysatoren agieren. Dies mag

für den Biologen »trivial« sein; für den Chemiker, der sich der Frage nach dem Ursprung des Lebens stellt, ist es der Kern des Problems. Die der Materie zugeschriebene Fähigkeit, durch Selbstorganisation von molekularen Struktur- und Reaktionssystemen selbsttätig Leben hervorgebracht zu haben, ist aus der Sicht der Chemie die bedeutendste unter den chemischen Eigenschaften der Materie überhaupt. Und die rätselhafteste dazu, denn nach wie vor ist des Chemikers Unwissen über die Entstehung des Lebens auf unserer Erde – wenn man kritisch genug hinschaut – beinahe total. Zwar trifft es zu, daß man anhand theoretischer Modelle auf physikalisch-chemischer Ebene das Grundsätzliche einer Selbstorganisation der Materie versteht. Auf der empirisch-molekularen Ebene der Chemie jedoch würde »Verstehen« experimentell begründete Vorstellungen darüber verlangen, *wie*, vor Milliarden von Jahren, *welcher* Typ von organischen Molekülen, in *welcher* geochemischen Umwelt, unter *welchen* physikalischen Bedingungen, auf *welchen* chemischen Wegen sich dergestalt zu sich selbst erhaltenden chemischen Reaktionssystemen hat organisieren können, aus denen schlußendlich das entsprang, was wir Leben in allerprimitivster Form nennen dürften. Wenn wir, eine Begriffsumdeutung vornehmend, die biologische Evolutionsforschung in problemgerechtem Sinne als »historische Forschung« einstufen, dann findet sich der Chemiker in seinem Fragen nach der Chemie des Ursprung des Lebens im totalen Dunkel der Prähistorie. »Wir werden es nie wissen können« ist eine naheliegende, grundsätzlich nicht zu wiederlegende, doch eigentlich triviale und letztlich naturwissenschaftlich kontraproduktive Devise. Hält sie doch die Pragmatiker unter den Chemikern – und das sind die meisten – davon ab, sich mit der Frage überhaupt zu befassen, erst recht sich ihr experimentell zu widmen. Als Chemiker sich experimentell dem Problem zu stellen setzt Gelassenheit nebst einer gewissen untergründigen Zuversicht voraus. Letzterer hat in unverhüllter, ja geradezu krasser Weise ein Nicht-Chemiker, nämlich der britische Strukturbiologe und Kristallograph *John Desmond Bernal*, in seinem 1967 erschienenen Buch »Origin of Life« [2] (S. 194) wie folgt Ausdruck verliehen:

»If life once made itself, it must not be too difficult to make it again.«

Diesen Satz umgehend zu kappen ist Gebot jeglichen Sinns für Realität, zu kappen unter anderem durch die Feststellung, daß die Chemie – wenn überhaupt – sozusagen »Lichtjahre« von diesem »*make it again*« entfernt ist. Dennoch wäre es falsch, in der *Bernal*schen Provokation nichts Weiteres als eine unbedachte und leichtfertigen Positivismus entspringende Übertreibung zu sehen, rührt sie doch an etwas, das für die Chemie als Wissenschaft grundlegend und für ihre Geschichte prägend ist: daß nämlich dem Chemiker nebst seiner Aufgabe, die *bestehende* Welt der Moleküle zu beschreiben und auf seine Art zu verstehen, die Möglichkeit gegeben und auferlegt ist, durch das Mittel der chemischen Synthese bisher nicht existierende Molekül-Welten neu zu schaffen, Objekte seiner Forschung selbst zu erzeugen. Die Zweifelt »Chemie der Naturstoffe« und »Chemie der Kunst-Stoffe« zieht sich durch die gesamte Geschichte der Chemie. Erstere war ursprünglich deskriptiv, letztere von Beginn an synthetisch; beide und beides haben sich in der Folge unentwerrbar vermischt. *Experimentelles* Fragen nach der Chemie der Entstehung des Lebens kann nur mit dem Mittel der chemischen Synthese erfolgen. Der Zweig der Chemie, der so fragt, ist die sogenannte »präbiotische« Chemie. Es trifft sich, daß ihr eigentlicher Beginn durch das berühmte Experiment von *Stanley Miller* [4] (siehe unten) in das gleiche Jahr 1953 fällt, in welchem der Biologe *Jim Watson* und der Physiker *Francis Crick* [5] ihren Vorschlag für die dreidimensionale Struktur der DNA gemacht, hiermit das Hauptportal zur heutigen Molekularbiologie aufgestoßen und den Weg zu unserem Verständnis dessen, was das Stoffliche des Lebens betrifft, freigemacht haben. Im selben halben Jahrhundert ist zwar auch die präbiotische Chemie zu wichtigen Ergebnissen gelangt, doch verfügt sie noch immer weder konzeptuell noch experimentell über ein konsistentes strukturemisches Modell der Biogenese. Es ist die Erfahrung dieser Tatsache, weshalb sich heute innerhalb der Chemie die Einsicht ausbreitet, daß der Weg zu einem Verständnis der

Entstehung des Lebens auf chemischer Ebene letztendlich über die Schaffung und Erforschung *künstlicher* materieller Modelle einfachster Formen chemischen »Lebens« führen wird. Dies erinnert an *Bernal*; heute indessen sind unsere Erwartungen durch Erfahrung und Einsicht temperiert.

Als Doktorand im Laboratorium von *Harold Urey* in Chicago hatte *Stanley Miller* 1953 in seinem nunmehr klassischen Experiment erstmals α -Aminosäuren sozusagen aus dem »chemischen Nichts« erzeugt [4]. Unter Ausschluß von Luftsauerstoff »hämmerte« er mit überschüssiger Energie (elektrische Entladungen) in der Gasphase auf ein Gemisch von Wasser, Methan, Ammoniak und Wasserstoff, wobei ein komplexes Gemisch organischen Materials entstand, welches (wenn auch nur in geringen Mengen) einfachste Vertreter der Stoffklasse der α -Aminosäuren enthielt (Bild 2). α -Aminosäuren sind die Bausteine der Proteine, und diese sind nebst den Nukleinsäuren die biologisch bedeutendste Klasse von Biopolymeren (Bilder 3 und 4). Nur wenige Jahre später entdeckte der spanische Biochemiker *Juan Oro* [6], daß bei einfachem Erhitzen wässriger Lösungen eines Gemisches von Ammoniak und Cyanwasserstoff (HCN) die Nukleobase Adenin (wenn auch wiederum in nur geringen Mengen) sich bildet (Bild 2). Adenin ist das Aushängeschild der zweiten großen Klasse von Biopolymeren, den Nukleinsäuren (Bilder 5 und 6). Das dreiatomige, energiereiche und deshalb äußerst reaktionsfähige Molekül des Cyanwasserstoffs – für uns Menschen eines der stärksten Gifte – entsteht u. a., wenn immer man mit überschüssiger thermischer Energie auf kohlenstoff- und stickstoffhaltiges organisches Material einhämmert; die Verbindung ist eines der zentralen Zwischenprodukte der Entstehung von α -Aminosäuren und Nukleobasen unter potentiell präbiotischen Bedingungen, und sie ist einer der wichtigen molekularen Bestandteile der interstellaren Materie.

Die Bildung der einfachsten proteinogenen α -Aminosäuren und des Nukleinsäurebestandteils Adenin unter solch chemisch elementaren Reaktionsbedingungen hatte seinerzeit in naturwissenschaftlichen (und nicht nur wissenschaftsjournalistischen) Kreisen eine Art Euphorie ausgelöst, indem diese Experimente als erste Schritte auf

einem nunmehr klar vorgezeichneten Weg der Erforschung der Entstehung des Lebens durch die Chemie erschienen. Heute, nach einem halben Jahrhundert systematischer Ausweitung und Fortentwicklung dieses Typus von Experimenten, betrachtet und interpretiert man das Erreichte nüchterner. Vor allem herrscht über die Bedeutung solcher Experimente unter heutigen Forschern keine Übereinstimmung. Für die einen sind sie Modelle natürlicher geochemischer Prozesse, welche – zusammen mit einem Hunderte von Millionen Jahren dauernden Beschuß der Erde durch Meteoriten – dafür verantwortlich waren, daß sich auf unserem Planeten über Aeonen hinweg organisches Material terrestrischen und extraterrestrischen Ursprungs ansammelte, das schließlich zur Quelle des Ausgangsmaterials der Selbstorganisation der Materie wurde (= Postulat der *heterotrophen* Entstehung des Lebens [7]). Für andere Forscher war das gesamte auf solche Weise auf unserem damals anaeroben Planeten angesammelte organische Material *irrelevant* für den eigentlichen und entscheidenden Selbstorganisationsprozeß; dieser schuf sich unter lokaler Energiezufuhr seine molekularen Substrate autonom aus elementarsten geochemischen Grundstoffen (CO , CO_2 , H_2O , HCN , NH_3 , H_2S , H_2) mittels chemischer Prozesse, die anfänglich durch natürliche Katalysatoren unterstützt und sukzessive durch emergente Katalysatoren gelenkt wurden (= Postulat der *autotrophen* Entstehung des Lebens [8]). Was indessen über solch divergierende Auffassungen hinaus als Ergebnis der präbiotischen Chemie feststeht, ist dies: Die wichtigsten niedermolekularen Bausteine des Lebens – α -Aminosäuren, Kohlehydrate und die Nukleinsäurebasen – haben eine *elementare* molekulare Struktur, elementar in dem Sinne, als ihre Bildung aus (im wesentlichen) den Elementen innerhalb eines extrem breiten Bereichs (potentiell) geochemischer Bedingungen erfolgen kann (Bilder 2 und 5). Mit anderen Worten: Auf der untersten Stufe der Bildung und Selektion der molekularen Bausteine unseres heutigen Lebens herrscht innerhalb von Grenzen ein Determinismus, der den chemischen Eigenschaften der beteiligten Materie und damit den physikalischen Gesetzen unseres Universums entspringt.

Wir haben uns zu fragen, ob die chemischen Grundbausteine heutigen Lebens Teil eines Ursprungs von *Leben an sich* waren (auf der Erde oder anderswo) oder ob den Anfängen des uns heute bekannten Lebens nicht Lebensformen vorausgingen, die chemisch radikal andersartig konstituiert waren. Solche »Leben« hätten kommen und gehen können, ohne Spuren zu hinterlassen, oder aber auch das Potential in sich tragen können, z. B. durch Veränderung der Umwelt die Chancen der Emergenz der heutigen Form von Leben zu erhöhen. Problemgerechte Pragmatik verlangt, in der Frage nach dem Ursprung des Lebens vorab ein Leben zu meinen, dem in chemischer Hinsicht das unsrige entstammt. Unter dieser Voraussetzung sind wir durchaus im Besitz von »Fossilien« aus der Zeit der Lebensentstehung: Es sind dies die Strukturtypen all jener biomolekularen Grundbausteine, deren sich unser heutiges Leben in seinem Kern bedient und von denen die präbiotische Chemie uns sagt, daß sie aus besagtem »chemischen Nichts« zu entstehen imstande sind. Von ihnen, d. h. den Strukturtypen der α -Aminosäuren, der Ribose und der vier kanonischen Nukleobasen, konnte ein *Charles Darwin* noch nichts wissen, denn noch fehlten zu seiner Zeit die Instrumente zu deren Erkennung: nämlich die Chemie, Biochemie und Molekularbiologie des 20. Jahrhunderts. Diese molekularen »Fossilien« sind deshalb als eigentliche Grundbausteine heutigen Lebens zu betrachten, weil aus ihnen die praktisch grenzenlosen Strukturräume der beiden durch den genetischen Code miteinander verschränkten Biopolymeren erwachsen, in denen sich das Leben entfaltet hat. Molekulare Fossilien aus der Frühzeit des Lebens sind mit hoher Wahrscheinlichkeit auch die zum Teil exotisch anmutenden, heterocyclischen Strukturteile, welche als funktionelle Zentren in den Molekülen gewisser Cofaktoren vorkommen, vielfach solchen, die zusätzlich Strukturteile aufweisen, welche für den Strukturtyp der RNA charakteristisch sind (Bild 7). Sie sind Träger der spezifischen katalytischen Funktionen, die Cofaktoren im Verein mit spezifischen Proteinen im heutigen biologischen Geschehen ausüben. Von ihren RNA-Anhängseln befreit, sind sie als entsprechende organische Verbindungen *in vitro* auch ohne Assistenz durch Proteine imstande,

katalytisch zu wirken, wenn auch viel weniger effizient. Cofaktoren erfüllen ihre biologischen Funktionen ubiquitär, bei archaischen Mikroorganismen angefangen bis hinauf zum Menschen. Dabei kann unser Organismus einige der Heterocyclen im Unterschied zu selbst primitivsten Mikroorganismen nicht (mehr) selbst herstellen; für uns sind sie deshalb *Vitamine*. Wenn solche Cofaktor-Heterocyclen tatsächlich molekulare Fossilien der Biogenese sind, dann waren sie – kraft ihrer Eigenschaft, auch ohne Proteine Katalysatoren zu sein – »Vitamine« der Entstehung des Lebens.

Mit der Frage nach der Rolle von Cofaktoren bei der Biogenese geraten wir mitten in den zentralen Disput unter Biogenese-Forschern von heute: den Disput zwischen »Genetizisten« und »Metabolisten« [9]. Erstere sind der Überzeugung, daß von »Leben« gegebenenfalls nur dann gesprochen werden kann, wenn ein chemisches System unter der Kontrolle eines wenn auch primitiven, doch letztlich im heutigen Sinne funktionierenden *genetischen* Systems agiert; die Metabolisten bestreiten dies. Der Disput berührt im Grunde die Frage nach der Definition dessen, was wir im Kontext des Fragens nach der Entstehung des Lebens »Leben« nennen sollen. Die von der NASA verwendete, die Suche nach extraterrestrischem Leben begleitende Definition besticht durch ihre pralle Pragmatik:

»Life is a self-sustaining chemical system that is capable of Darwinian evolution« [10]

Der Schwerpunkt dieser (und nicht nur dieser) Definition liegt in der Forderung nach *Evolvierbarkeit*. Dadurch, daß diese darwinistisch zu sein habe, wird das Prinzip der Variation und Selektion, damit auch die Rolle der Umwelt impliziert. Im Disput zwischen Genetizisten und Metabolisten geht es letztlich um diese Evolvierbarkeit. Vorab stimmen beide Lager darin überein, daß die Emergenz von Leben das Aufkommen von autokatalytisch sich replizierenden Reaktionscyclen zur Voraussetzung hat. Für die einen waren dies »genetische« Replikationscyclen von *hochmolekularen* Polymeren z.B. des Typus der RNA; für die andern *niedermolekulare*

Systeme »metabolischer« Produktcyclen, die sich dadurch autokatalytisch replizieren, daß sie – angetrieben durch energiereichen chemischen Input – pro Umgang die Konzentration aller Konstituenten des Cyclus verdoppeln. Genetizisten sehen in einem genetischen System die *Voraussetzung* von Evolvierbarkeit und damit von »Leben«; für Metabolisten hingegen war das Aufkommen eines genetischen Systems nicht Voraussetzung, sondern *Ergebnis* von »Leben«, Ergebnis der *Evolution* autokatalytisch sich replizierender metabolischer Systeme.

Autokatalytische Replikationscyclen, welcher Art auch immer, sind molekulare Horte struktureller und funktioneller *Information*. Struktur- und funktionsgetreue Weitergabe solcher Information ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung für Evolvierbarkeit. Von Informationsträgern sind zusätzlich strukturelle *Vielfalt* und *Variierbarkeit* gefordert. Nach Auffassung der Genetizisten ist diese Forderung *nur* in Replikationscyclen »genetischer« Polymeren, nicht aber in metabolischen Produktcyclen erfüllbar. Dies bestreiten die Metabolisten. Unbestritten bleibt, daß strukturelle Variierbarkeit in niedermolekularen metabolischen Produktcyclen, und damit Evolvierbarkeit metabolischer Systeme, selbst im besten Fall eng beschränkt sein würden. Dem steht der unermeßliche Strukturraum von genetischen Polymeren gegenüber, in welchem genetische Variation sich quasi grenzenlos entfalten kann; sie war es, die (nebst funktioneller Perfektion) das Leben »explodieren« ließ. Ein Vermittler zwischen Genetizisten und Metabolisten würde fragen: Glich der Beginn des Lebens dem Sprung eines Leoparden oder dem Kriechen einer Schnecke?

Vorstellungen über Biogenese durch Emergenz eines genetischen Replikators sind heute sowohl auf theoretischer wie auch experimenteller Ebene viel weiter entwickelt als Ideen, welche die Möglichkeit eines Beginns im Auftauchen von autokatalytischen metabolischen Cyclen sehen. Der bislang wohl interessanteste Versuch letzterer Art ist der Vorschlag, daß am Anfang eine *nichtenzymatische Version des reduktiven Zitronencyclus* gestanden habe [11a] [8] (Bild 8). Die Funktion dieses autokatalytischen Cyclus hätte – wie

dies von einigen heutigen anaeroben Bakterien bekannt ist [11b], in der reduktiven Aufnahme und Verarbeitung (»Assimilation«) von Kohlendioxid bestanden. Der Vorschlag stößt bei Chemikern auf Skepsis, weil aus ihrer Sicht und Erfahrung ein solcher Cyclus, so attraktiv er konzeptuell auch sein mag, ohne Mithilfe von Enzymen kaum eine Chance hat. Ob sich aus der Chemie autokatalytisch operierender metabolischer Cyclen *Organokatalysatoren* hätten ableiten können, die sich (indirekt) selbst replizieren und – wenn auch viel weniger effizient – katalytische Funktionen anstelle von Enzymen hätten ausüben können (vgl. oben), ist eine der wichtigen, schwierigen und letztlich experimentell zu beantwortenden Fragen, die sich im Kontext der Hypothese eines metabolischen Beginns des Lebens stellen.

Der erste umfassende Entwurf eines Modells molekularer Selbstorganisation auf *theoretischer* Ebene stammt von *Manfred Eigen* aus dem Jahre 1971 und trägt den Titel »*Selforganisation of Matter and the Evolution of Biological Macromolecules*« [12] (Figur 9). Die Arbeit hatte seinerzeit nicht nur als Beitrag zur Naturwissenschaft Aufsehen erregt, sie war auch ein Durchbruch in dem Sinne, daß sie die Thematik der Entstehung des Lebens als Problem für Chemiker sozusagen »entmystifizierte«. Die Arbeit gipfelte im Vorschlag des *Hypercyclus*, eines kohärenten Systems autokatalytischer Cyclen, (Bild 10) [13], als funktionelle Voraussetzung von Evolvierbarkeit auf der Ebene von Makromolekülen. Sie ortet die Essenz des potentiell Lebendigen auf theoretischer Ebene in einer spezifischen Vernetzung genotypischer mit phaenotypischer Katalyse. Ihre Exemplifizierung anhand eines weitgehend biologienahen, d.h. mit Nukleinsäuren und Proteinen agierenden Szenarios wurde zum Vorbild und Exempel des genetizistischen Standpunktes im oben erwähnten Disput. Es spricht für die Stärke der Theorie, daß sie sich zwei Jahrzehnte später in ihrer Essenz (nicht aber mit dem zu ihrer Exemplifizierung benutzten Szenario) dem konzeptuellen Umbruch anzupassen vermochte, den 1982 die Entdeckung der Ribozyme auslöste und das Problem der Biogenese in neuem Licht erscheinen ließ (Bild 11) [14]. Nicht nur Proteine können Enzyme sein, sondern

auch Ribonukleinsäuren; man nennt sie »Ribozyme«. Am spektakulärsten war wohl die in der Folge aus Röntgenstrukturanalysen von Ribosomen gewonnene Erkenntnis, daß die wohl wichtigste biologische Funktion überhaupt, die codierte Übersetzung genetischer Information in Aminosäure-Sequenzen von Proteinen in Ribosomen, nicht durch proteinische Enzyme, sondern durch RNA-Ribozyme katalysiert wird.

Mit der Entdeckung der Ribozyme wurde die Hypothese der »RNA-Welt« geboren: einer Welt, die unserer heutigen »DNA-RNA-Protein-Welt« vorangegangen sei und in der es keine codierte Übersetzung genetischer Information in Proteine geben mußte, weil in ihr die RNA sowohl genotypische als auch phänotypische Funktionen erfüllte [15]. Damit war konzeptuell der gordische Knoten durchschnitten, den die Frage nach dem Ursprung der ribosomalen RNA-Protein-Translation für Chemiker wie für Biologen von jeher bedeutete. Die codierte Übersetzung einer RNA-Sequenz in eine Protein-Sequenz ist aus chemischer Sicht ein derart komplexer Vorgang, daß seine Entstehung in einem rein chemischen System kaum denkbar ist. Sie ist jedoch vorstellbar als Ergebnis der Evolution einer bereits »lebenden Welt«, der »RNA-Welt« eben.

Nach weithin verbreiteter Vorstellung haben sich in der »RNA-Welt« spontan gebildete RNA-Sequenzen repliziert und variiert, hiermit die Voraussetzung zur Emergenz von Ribozymen geschaffen, u. a. auch von solchen, die ihre eigene Replikation wie auch jene anderer RNA-Sequenzen katalysieren und damit zu Gliedern (modifizierter) *Eigenscher* Hypercyclen werden konnten. Eine solche »RNA-Welt« konnte evolvieren und Katalysatoren hervorbringen, die eine zunehmende chemische Autonomie ermöglichten. Das Endergebnis der Evolution der »RNA-Welt« war eine primitive Version der codierten Transkription genetisch relevanter RNA-Sequenzen in Protein-Sequenzen und mit ihr, getrieben durch das überlegene Katalysepotential des Strukturtyps der Proteine, der Durchbruch in Richtung auf die heutige »Nukleinsäure-Protein-Welt«.

Daß der Strukturtyp der RNA tatsächlich das *Potential* in sich trägt, nicht nur die von natürlichen Ribozymen bekannten biochemischen

Reaktionen, sondern darüber hinaus chemische Reaktionen verschiedenster Art katalysieren zu können, ist in letzter Zeit durch *in vitro*-Evolution von RNA-Sequenzen (Bild 12) in vielen Laboratorien überzeugend gezeigt worden. Eines der neuesten und wohl bedeutendsten Ergebnisse dieser Forschungsrichtung ist die von *Gerald F. Joyce* [16] kürzlich gemachte durch *in vitro*-Evolution erzielte Entdeckung zweier komplementärer RNA-Ligase-Ribozyme, die sich in Gegenwart (eines Überschusses) von vier entsprechenden (aktivierten) RNA-Teilsequenzen kreuzkatalytisch exponentiell replizieren (Bild 13). In einer der (seriellen) Versuchsreihen hat sich die Konzentration der beiden Ribozyme durch spontane Replikation innert 30 Stunden auf das 108fache erhöhen lassen. Es ist dies das erste Beispiel einer potentiell unbegrenzten autokatalytischen Replikation eines im Prinzip *künstlichen* Katalysator-Systems (alle beteiligten RNA-Sequenzen sind grundsätzlich durch chemische Synthese zugänglich) ohne jegliche Beteiligung von Proteinen. Das Ergebnis ist für die weitere Erforschung des im Strukturtyp der RNA schlummernden Katalyse-Potentials richtungsweisend.

Sosehr indessen die Entdeckung dieses künstlichen Replikationssystems als ermutigender Schritt in Richtung auf eine künstliche »RNA-Welt« hin erscheint, so klar zeigt sie auch auf, wie weit man von einem solchen Ziel noch entfernt ist. Eine gültige künstliche »RNA-Welt« müßte über einen autonomen Metabolismus verfügen und damit über all die Ribozyme, welche die Synthese ihrer eigenen Bausteine, d. h. phosphorylierte Nukleotide, deren Aktivierung sowie deren Kondensation zu RNA-Sequenzen spezifisch zu katalysieren imstande wären.

Die Idee der »RNA-Welt« ist im Grunde unabhängig von der Frage, ob der Strukturtyp der RNA präbiotischen oder biotischen Ursprungs war. In beiden Szenarien wurde RNA zur »chemischen Mutter« des uns heute bekannten Lebens. Biologen und Chemiker haben gute Gründe für die Auffassung, daß die strukturell nah verwandte DNA ein evolutionärer Abkömmling der RNA darstellt. Formal ist die chemische Struktur der DNA einfacher als die der RNA, aber aus der Sicht der Chemie ist es gerade umgekehrt, der Ribose-Baustein der

RNA kann auf einfachere Weise entstehen als der Desoxyribose-Baustein der DNA. Die wichtige Frage, ob RNA-Moleküle sich präbiotisch hätten bilden und damit den Prozeß der Selbstorganisation hätten initiieren können, ist Teil der Spaltung zwischen Genetizisten und Metabolisten. Hierzu die experimentellen Fakten zu beschaffen ist Aufgabe der synthetischen Chemie; grundsätzlich muß sie in der Lage sein, den Struktur-Raum der präbiotisch-chemischen Bildungsmöglichkeiten des Strukturtyps der RNA experimentell abzustecken.

Die experimentelle Chemie kann indessen noch etwas anderes: nämlich Fragen aufwerfen, die sich nicht auf das *Ursprungs*-, sondern auf das *Funktions*-Potential der RNA beziehen; sie kann fragen, ob denn der uns heute bekannte Strukturtyp der natürlichen Nukleinsäuren der einzige war, der als molekulare Träger der genetischen Funktion in Frage kam. Es ist dies eine Frage nach dem Zusammenhang zwischen chemischer Struktur und biologischer Funktion. Als solche ist sie nicht (oder weniger) mit jener Art grundsätzlicher Ungewißheit der Antworten belastet, wie sie Fragen über prähistorische chemische Vorgänge anhaftet.

Die biologisch relevanteste chemische Eigenschaft der RNA ist ganz ohne Zweifel die Fähigkeit der *Watson-Crick*-Basenpaarung. Ist diese Eigenschaft spezifisch für den Strukturtyp einer *Ribonukleinsäure*? Hätte eine Nukleinsäure, die z. B. anstelle der (D)-Ribofuranose einen anderen Zucker-Baustein, z. B. die (D)-Glucopyranose, aufweisen würde, ebenfalls diese Fähigkeit? Aus der Sicht des Chemikers hätten jene chemischen Prozesse, die unter uns unbekanntem Umständen die RNA erstmals entstehen ließen, mit durchaus vergleichbarer, wenn nicht gar höherer Wahrscheinlichkeit auch zu Nukleinsäuren führen können, die aus anderen Zuckerbausteinen aufgebaut wären. War die Wahl der RNA durch die Natur so etwas wie ein »eingefrorener Zufall«, oder war sie das Ergebnis einer Darwinistischen Evolution auf molekularer Ebene, selektioniert unter konstitutionell verwandten Systemen auf Grund funktioneller Effizienz?

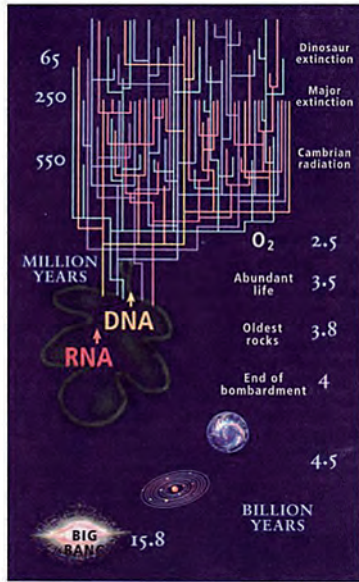
Wie reagiert ein experimenteller Chemiker auf solche Fragen? Er synthetisiert mittels moderner chemischer Methoden alternative

Nukleinsäuren, die aus anderen Zuckerbausteinen aufgebaut sind, und prüft dann experimentell, ob solchen alternativen Systemen die Eigenschaft der *Watson-Crick*-Basenpaarung zukommt, ob sie somit, wie die RNA, das Potential zur Selbst-Replikation besitzen und damit, wenigstens grundsätzlich, die Funktion eines genetischen Systems hätten erfüllen können. In den Bildern 14-16 sind Gang und Ergebnisse einer solchen Untersuchung zusammengefaßt: Systematisch wurden künstliche Nukleinsäuren (mit kanonischen Nukleobasen) aufgebaut, die entweder Hexopyranosen (Zucker mit 6 Kohlenstoffatomen und 6gliedrigem Ring), Pentopyranosen (5 Kohlenstoffatome und 6gliedriger Ring) oder Tetrofuranosen (4 Kohlenstoffatome und 5gliedriger Ring) anstelle der Ribofuranose (5 Kohlenstoffatome und 5gliedriger Ring) als Zuckerbaustein enthalten. Prüfung der Paarungseigenschaften ergab, daß den aus Hexopyranosen aufgebauten Oligomersystemen die Fähigkeit fehlt, durch *Watson-Crick*-Basenpaarung Duplexe zu bilden (Formeln in Bild 14 schwarzweiß). Hingegen erwiesen sich alle vier aus Pentopyranosen aufgebauten RNA-Analoga (Formeln in Bild 14 blau) als hervorragende *Watson-Crick*-Systeme: Alle vier bilden durch Basenpaarung im Vergleich zur RNA viel stabilere (bei höheren Temperaturen schmelzende) Duplexe (vgl. Bild 15), und alle vier (im räumlichen Bau ihrer Zuckerbausteine sich unterscheidenden) Systeme kommunizieren durch *Watson-Crick*-Basenpaarung sowohl mit sich selbst als auch untereinander; sie tun dies aber in einer »anderen Sprache« als RNA und DNA (Formeln in Figur 13 rot); d. h., Pentopyranose-Nukleinsäuren (blau) und RNA (rot) kommunizieren nicht miteinander. Das Gegenteil trifft für die sogenannte TNA (Threofuranose Nucleic Acid) zu, die pro Zuckerbaustein nur 4 C-Atome aufweist und die nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit RNA durch *Watson-Crick*-Paarung zu kommunizieren imstande ist. Die unterschiedlichen »Sprachen« alternativer Nukleinsäuren spiegeln sich in den unterschiedlichen Strukturen entsprechender Duplexe aus Oligomersträngen identischen Rückgrats (Bild 16) [17].

Aus diesen und anderen Beobachtungen geht hervor, daß die Fähigkeit der Informationsspeicherung durch *Watson-Crick*-Basenpaarung

zung keineswegs für die natürlichen Nukleinsäuren spezifisch ist; diese wichtigste chemische Eigenschaft der heutigen Träger der genetischen Funktion ist unter potentiell alternativen Nukleinsäuren aus der strukturellen Nachbarschaft von RNA weit verbreitet. Die Selektion der RNA durch die Natur erfolgte offenbar nicht nach dem Kriterium der Maximierung der *Watson-Crick*-Paarungsstärke, sonst wäre anstelle der RNA die Variante mit der Ribopyranose als genetisches System gewählt worden; diese besteht aus den gleichen Bausteinen wie RNA, zeigt aber eine viel stärkere Basenpaarung. Daß die RNA einen Zuckerbaustein mit fünf und nicht mit sechs Kohlenstoffen aufweist, entspricht dem Befund, wonach Hexopyranose-Analoga der RNA gar nicht imstande sind, *Watson-Crick*-Duplexe zu bilden; deshalb kamen sie für eine solche Funktion a priori gar nicht in Frage. Demgegenüber hätte die Natur sehr wohl die TNA, d. h. die Variante mit einem Vier-Kohlenstoff-Zucker, wählen können; aus rein chemischer Sicht wäre dies sogar einfacher gewesen. Nicht zuletzt deshalb ist heute die TNA in mehreren Laboratorien Gegenstand von weitergehenden Untersuchungen.

»Warum RNA?« Diese Frage beantworten zu wollen ist trotz all dieser Einsichten verfrüht, denn wir wissen nicht, ob die Entscheidung zugunsten der RNA auf chemischer Ebene fiel oder durch darwinistische Selektion unter zwar primitiven, jedoch bereits lebenden Systemen zustande kam. Doch eines ist erkennbar: Die uns heute bekannte chemische Struktur des Lebens ist nicht eine zwangsläufige Struktur; die Existenz einer strukturellen Vielfalt potentiell genetischer Systeme lehrt uns, daß aus chemischer Sicht auch »andere Leben« möglich gewesen wären bzw. – mit Blick auf unser Universum – es noch immer sind.



Copyright John F. Atkins and Raymond F. Gesteland 1998

Bild 1

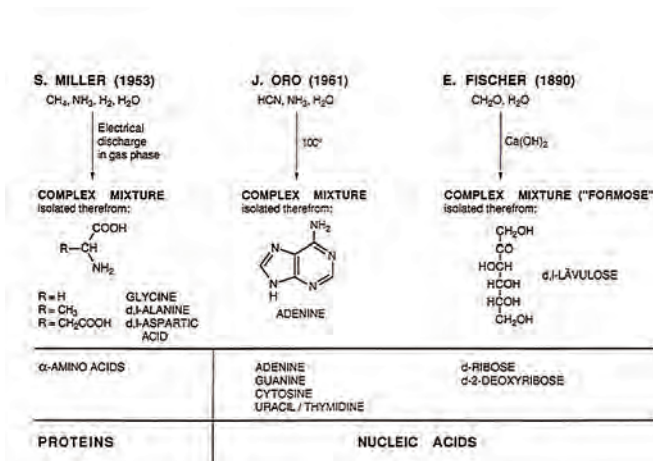


Bild 2

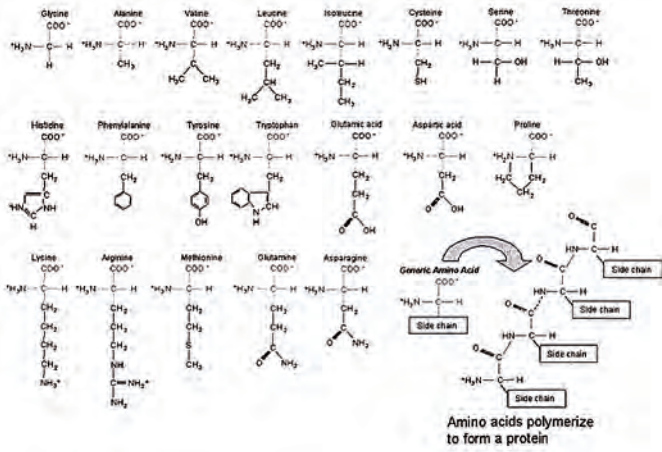


Bild 3

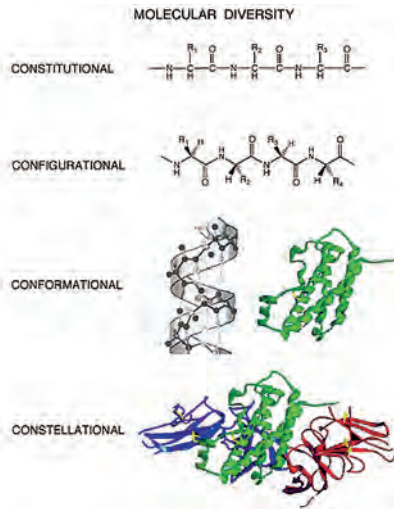


Bild 4

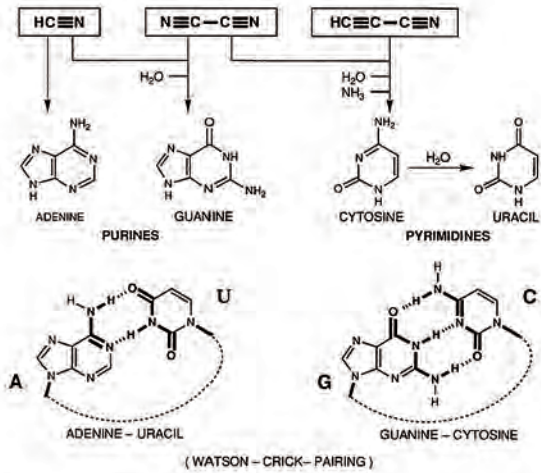


Bild 5

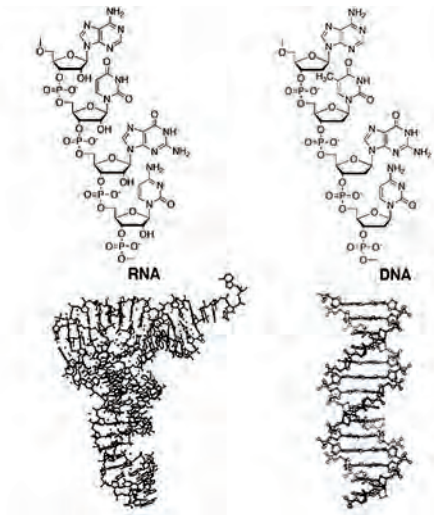


Bild 6

DIE NATURWISSENSCHAFTEN

58. Jahrgang, 1971

Heft 10 Oktober

HS

**Selforganization of Matter
and the Evolution of Biological Macromolecules**

MANFRED EIGEN*
Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie,
Karl-Friedrich-Bonhoeffer-Institut, Göttingen-Nikolausberg

Handwritten notes:
 - "Merkmal für Lebewesen mit reproduktiver Autokatalyse" (written vertically on the left)
 - "allgemeinere Selbstorganisation" (written in the middle)
 - "allgemeinere Selbstorganisation" (written in the middle)

I. Introduction	465	V. Colloidal and Cyclic Catalytic Systems	498
1.1. Cause and Effect	465	V.1. Recognition and Catalysis by Enzymes	498
1.2. Prevalence of Selforganization	467	V.2. Selforganizing Reaction Cycle (Chemist)	499
1.2.1. Evolution of Selforganization	467	V.2.1. Catalytic Networks	499
1.2.2. Information Requires Information	467	V.2.2. The Self-reproducing Loop and its Variants	499
1.2.3. Information Originates or Gains Value by Selection	469	V.2.3. Competition between Different Cycles: Selection	501
1.2.4. Selection Occurs with Special Substances under Special Conditions	470	V.3. Self-Ordering by Extended Catalytic Function	503
II. Phenomenological Theory of Selection	473	V.3.1. The Requirement of Cooperation between Nucleic Acids and Proteins	503
II.1. Concept "Information"	473	V.3.2. A Self-reproducing Hypercycle	505
II.2. Thermodynamical Equilibria	474	V.3.2.1. The Model	505
II.3. Selection Strains	476	V.3.2.2. Theoretical Treatment	505
II.4. Selection Equilibrium	479	V.3.2.3. On the Origin of the Code	509
II.5. Quality Factor and Error Thresholds	484	V.3.2.4. Evolutionary Experiments	511
II.6. Kinetics of Selection	484		

Bild 9

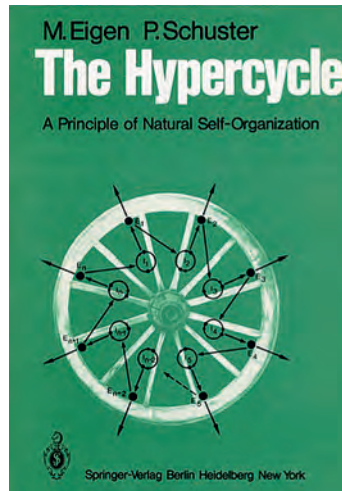


Bild 10

RNA as an Enzyme

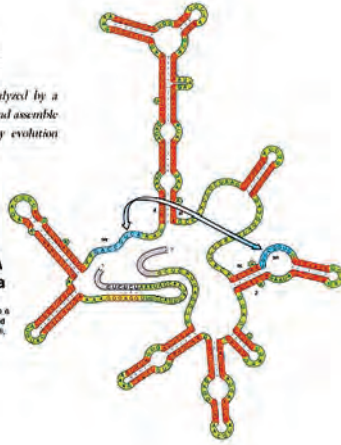
It was long thought that every cellular reaction is catalyzed by a protein enzyme. The discovery that RNA can cut, splice and assemble itself overturns the principle—and throws light on early evolution

by Thomas R. Cech

Self-Splicing RNA: Autoexcision and Autocyclization of the Ribosomal RNA Intervening Sequence of Tetrahymena

Kelly Kruger, Paula J. Grabowski, Arthur J. Zaug,
Julie Sanclé, Daniel E. Gottschling and
Thomas R. Cech

linear IVS RNA, has a
that is not encoded
1982; Kuo and Gull



Cell, Vol. 31, 147-157, November 1982.

Bild 11

In vitro evolution of RNA

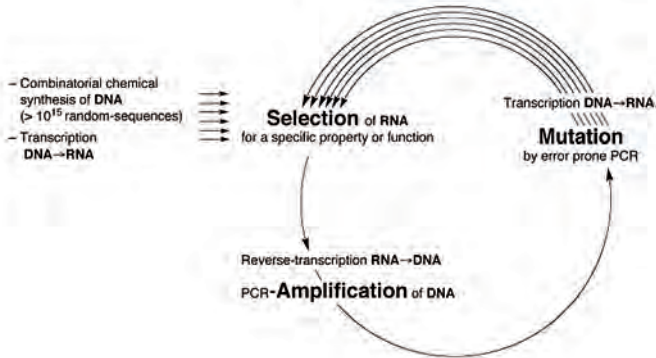


Bild 12

PAIRING-STRENGTH LANDSCAPE FOR CGCGAAU(TT)CGCG-DUPLEXES
 (T_m -values, $c = 10 \mu\text{M}$, 1M NaCl , $0.01\text{M NaH}_2\text{PO}_4$, $0.1\text{ mM Na}_2\text{EDTA}$, $\text{pH } 7.0$)

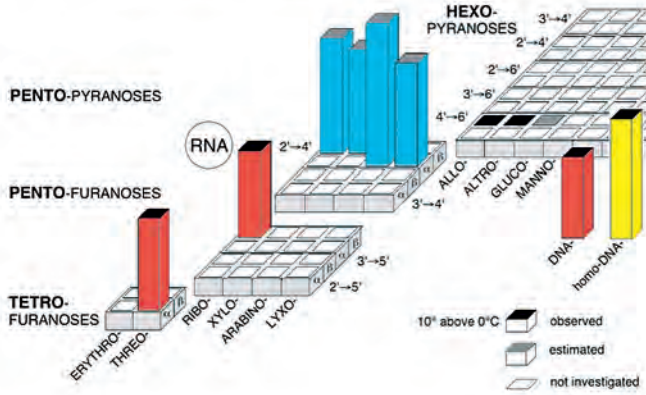


Bild 15

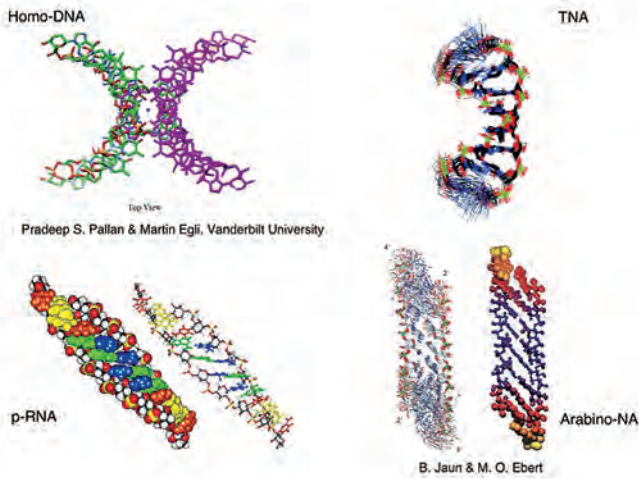


Bild 16

Literatur

- [1] F. Darwin (Hg.), *The Life and Letters of Charles Darwin*, 1887, John Murray, London.
- [2] J.D. Bernal, *The Origin of Life*, Weidenfeld & Nicolson, London 1967, S. 21.
- [3] C. de Duve, *Vital Dust – Life as a Cosmic Imperative*, Basic Books, Harper Collins Publishers, 1995.
- [4] S.L. Miller, *A Production of Amino Acids under Possible Primitive Earth Conditions*, Science, 1953, 117, 528.
- [5] J.D. Watson, F.H.C. Crick, *Molecular Structure of Nucleic Acids*, Nature, 1953, 171, 737.
- [6] J. Oro, A.P. Kimball, *Synthesis of Adenine from Ammonium Cyanide*, Biochem. Biophys. Res. Commun. 1960, 2, 407
- [7] A.I. Oparin, *The Origin of Life*, 1924 (aus dem Russischen übersetzt und nachgedruckt in [2], S. 199; J. B. S. Haldane, *The Origin of Life*, The Rationalist Annual, 1929, 148, 3; Nachdruck in [2], S. 242; S.L. Miller, L.E. Orgel, *The Origins of Life on the Earth*, Prentice-Hall, Inc. Englewood Cliffs, N.J., 1974.
- [8] G. Wächterhäuser, *Evolution of the First Metabolic Cycle*, Proceed. Nat. Acad. Sci. USA 1990, 87, 200.
- [9] L.E. Orgel, *The Implausibility of Metabolic Cycles on the Prebiotic Earth*, PLOS Biology 2008, 6, 5.
- [10] G.F. Joyce, in Foreword to: E. W. Deamer, G.R. Fleischacker (Hg.) *Origin of Life*, Jones and Bartlett, Boston 1994.
- [11] a) E. Smith, H.J. Morowitz, *Universality in Intermediary Metabolism*, Proceed. Nat. Acad. Sci. USA 2004, 101, 13168; b) M. C. W. Evans, B. B. Buchanan, D. I. Arnon, *A New Ferredoxin-Dependent Carbon Reduction Cycle in a Photosynthetic Bacterium*, Proceed. Nat. Acad. Sci. USA 1966, 55, 928.
- [12] M. Eigen, *Selforganization of Matter and the Evolution of Biological Macromolecules*, Naturwissenschaften 1971, 58, 465.
- [13] M. Eigen, P. Schuster, *The Hypercycle – A Principle of Natural Self-Organization – Part C: The Realistic Hypercycle*, Naturwissenschaften 1978, 65, 341.
- [14] T.R. Cech, *RNA as an Enzyme*, Sci. Amer. 1986, November issue, S. 76.
- [15] W. Gilbert, *The RNA World*, Science 1986, 319, 618; G.F. Joyce, L.E. Orgel, *Prospects for Understanding the Origin of the RNA World* in R.F. Gesteland, T.R. Cech, J.F. Atkins (Hg.), *The RNA World*, Cold Spring Harbor Press, 1999, S. 49.
- [16] T.A. Lincoln, *G.F. Joyce, Self-Sustained Replication of an RNA-Enzyme*, Science, 2009, 323, 122.
- [17] A. Eschenmoser, *Chemical Etiology of Nucleic Acid Structure*, Science 1999, 284, 2118; A. Eschenmoser, *The Search for the Chemistry of Life's Origin*, Angew. Chemie Int. Ed. 2007, 63, 12821.

PETER VON MATT

WAGNER IN ZÜRICH

Die Geschichte der Schweiz interessiert die Deutschen wenig. Zu Recht. Sie haben ja mit der eignen genug zu tun. Dennoch gibt es historische Berührungspunkte zwischen den beiden Ländern, die auch für Deutschland von großer Bedeutung sind.

Wenn man das europäische 19. Jahrhundert überblickt, erscheint es wie ein klassisches Drama in fünf Akte organisiert. Diese werden markiert durch die Jahre 1815 mit dem Ende der napoleonischen Zeit, 1830 mit der revolutionären Welle gegen die politische Restauration, 1848 mit der zweiten gesamteuropäischen Revolutionsbewegung, 1870/71 mit der Gründung des deutschen Kaiserreichs und dem Deutsch-Französischen Krieg, dem ersten der drei untergründig zusammenhängenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, die sich 1914 und 1939 zu Weltkriegen ausweiten sollten.

Bei dieser gewaltigen politischen Dynamik verhält es sich nun so, daß die zwei Revolutionsjahre 1830 und 1848 in der Schweiz erfolgreich waren. Sie führen hier zu dauerhaften politischen Änderungen im Sinne einer Demokratisierung und verfassungsmäßigen Neube-gründung. 1830 gab es, ausgelöst durch die Pariser Julirevolution, Aufstände in allen wichtigen Kantonen der Schweiz. Die bisherige

Herrschaft der Städte über die Landschaft wurde gebrochen, und innerhalb der Städte wurden die Macht des Patriziats und die Privilegien der Zünfte beseitigt. Versammlungsfreiheit, Pressefreiheit und die Unabhängigkeit der Gerichte wurden festgeschrieben. Das ging nicht ohne Kämpfe ab, aber in kurzer Zeit waren überall neue Verfassungen und neue, republikanisch-fortschrittliche Regierungen entstanden. Diese begannen sofort, das Wirtschafts- und Bildungswesen im Sinne des bürgerlichen Liberalismus neu zu organisieren. Deutschland wurde zwar in den beiden europäischen Revolutionsjahren 1830 und 1848 ebenfalls mächtig erschüttert. Es kam vielerorts zu Putschen und Aufständen. Aber die erhoffte grundlegende Neuordnung im Sinne des bürgerlichen Liberalismus und eines modernen Verfassungsstaates blieb aus. Die Aufstände wurden nach anfänglichen Erfolgen mit militärischer Gewalt unterdrückt. Tausende junger Leute landeten im Gefängnis oder wurden jahrelang steckbrieflich gesucht. Viele wanderten als Verfolgte aus.

Und dies ist nun der Punkt, an dem die politische Geschichte der Schweiz für Deutschland wichtig wird. Weil in der Schweiz die Revolutionen und neuen Verfassungen glückten, entstanden hier für die Deutschen Zufluchtsorte und Überlebenschancen. Politischen Flüchtlingen mußte nämlich von Gesetzes wegen Asyl geboten werden. Zürich als junges liberales Staatswesen gründete nach 1830 sofort eine Universität. Es war die erste Universität in Europa, die durch eine Volksabstimmung zustande kam. Deshalb steht über ihrem Portal heute noch eingemeißelt: »Durch den Willen des Volkes«. Diese Gründung aber war nur möglich durch die Deutschen, die vielen aus Deutschland geflüchteten Akademiker und Professoren. Praktisch die ganze neue Universität bestand aus fortschrittlichen deutschen Wissenschaftlern. Einer der heute berühmtesten war Georg Büchner. Aber auch außerhalb der Universität existierten in Zürich von da an eigentliche Emigrantennester, in denen mächtig gedichtet und politisiert wurde. Der junge Gottfried Keller wurde in diesen Zirkeln zum Dichter.

Dem Emigrantenschub der 1830er Jahre folgte der ebenso bedeutende der Jahre nach 1848. Und hier tritt nun Richard Wagner ins

Bild. In ihm, seinem Werdegang und dessen Umschlägen, verkörpert sich das deutsche 19. Jahrhundert auf geradezu spektakuläre Weise. Er wuchs in Dresden auf und machte früh Karriere. Der Wille zum Erfolg war in ihm so brennend wie der Wille zur Kunst. Dabei lebte er dauernd in einem ökonomischen Chaos. Dem Mann, der als Komponist zu so unerhörter Planung und Konsequenz fähig war, lief das Geld wie Wasser durch die Finger. Er war gänzlich unfähig, es zusammenzuhalten. Aber er stieg auf. Mit 29 Jahren dirigierte er in Dresden seine erste bekannte Oper, »Rienzi«, mit 30 Jahren seine zweite, »Der Fliegende Holländer«. Das war 1843. Im gleichen Jahr wurde er Königlich Sächsischer Hofkapellmeister. Eine glanzvolle Laufbahn schien gesichert.

Doch die Zeiten wurden politisch immer erregter, und Wagner, obwohl bereits Teil des kulturellen Establishments, war bei der radikalen Linken aktiv. Es waren die Jahre, die man heute als »Vormärz« bezeichnet (weil im März 1848 in Berlin, Wien und München gleichzeitig die Revolution ausbrach). Der Aufstand der liberalen Bürger schien zunächst überall Erfolg zu haben, wurde dann aber langsam zurückgedrängt und schließlich brutal erstickt. In Dresden kam es zu tagelangen Kämpfen in der Innenstadt. Es wurden Barrikaden errichtet; der Königliche Hofkapellmeister Richard Wagner war an der Front dabei. Er hatte sich mit Bakunin angefreundet, der in Europa bei jeder Revolution auftauchte und seinen breiten Bart von den Barrikaden wehen ließ. Ein zweiter Freund Wagners war der Architekt Gottfried Semper, der bereits die Dresdner Oper gebaut hatte und nun auch die schönsten und widerstandsfähigsten Barrikaden errichtete. Dresden besaß also eine Zeitlang nicht nur seine Semperoper sondern auch seine Semperbarrikaden. Der sächsische König hatte gegen seine Untertanen, die ihre politischen Rechte wahrnahmen, preußische Truppen zu Hilfe gerufen. Vier Tage lang war die Stadt ein Schlachtfeld. Wagner stand als Beobachter auf dem Turm der Kreuzkirche, von wo er seine Meldungen per Zettelwurf an die Mitstreiter in der Tiefe weitergab. Von der Laterne der Frauenkirche aus beschossen preußische Scharfschützen seine exponierte Stellung. Am vierten Tag mußten die Aufständischen kapitulieren.

Sie setzen sich ab, wurden verfolgt, viele eingekerkert, Wagners engster Mitstreiter Röckel saß elf Jahre lang im Zuchthaus. Das wäre Wagner auch passiert. Er entging nur durch eine Reihe krasser Zufälle diesem Schicksal. Mit dem Paß eines Professors aus Jena machte er sich quer durch Deutschland auf in die Schweiz. Er war schneller als sein Steckbrief, verlebte aber auf der deutschen Seite des Bodensees noch eine angstvolle Nacht. Die Pässe waren nämlich am Abend eingesammelt worden, und der seinige war längst abgelaufen. Jener Professor aus Jena, der rechtmäßige Paßinhaber, war gebürtiger Schwabe, und Wagner fürchtete nun, daß sein deutliches Sächsisch ihn am Morgen verraten würde. So übte er die ganze Nacht verzweifelt das Schwäbische, aus der Erinnerung und natürlich ohne Erfolg. Aber anderntags erhielt er seinen Paß kommentarlos zurück und konnte das Schiff nach dem Schweizer Ufer besteigen. Er war gerettet. Seine Frau Minna reiste ihm nach kurzer Zeit nach. Aber noch vier Jahre später wurde der Steckbrief gegen ihn erneuert und sogar mit einem sehr realistischen Porträt versehen. Unter dem Titel »Politisch gefährliche Individuen« hieß es da: »Wagner, Richard, ehemaliger Kapellmeister aus Dresden, einer der hervorragendsten Anhänger der Umsturzparthey, welcher wegen Theilnahme an der Revolution in Dresden im Mai 1849 steckbrieflich verfolgt wird, soll dem Vernehmen nach beabsichtigen, sich von Zürich aus, woselbst er sich gegenwärtig aufhält, nach Deutschland zu begeben. Behufs seiner Haftbarwerdung wird ein Portrait *Wagner's*, der im Betretungsfalle zu verhaften und an das königl. Stadtgericht zu Dresden abzuliefern sein dürfe, hier beigefügt«. Soweit der Steckbrief. Neun Jahre sollte Wagners Aufenthalt in Zürich insgesamt dauern.

Ein Jahr vorher, 1848, war die Schweiz aus einem lockeren Bund der Kantone zu einem modernen Bundesstaat geworden, die Verfassung hatte man kurzerhand der amerikanischen nachgebildet, nur das Amt des Präsidenten wurde aus föderalistischen Gründen auf sieben Personen aufgeteilt, den Schweizerischen Bundesrat, der auch heute noch die Landesregierung bildet. Nach der politischen Reform der Kantone war damit auch die Schweiz als Ganzes neu begründet. Es hatte das Land allerdings einen Bürgerkrieg gekostet.

Da die alte Eidgenossenschaft ein junger Staat geworden war, bestand auch die politische Elite Zürichs vorwiegend aus jungen, fortschrittlichen Leuten. Richard Wagner hatte nun das Glück – er hatte eigentlich immer Glück, wenn er im Pech steckte –, vom ersten Tag an mit diesen Kreisen in Verbindung zu treten. Ein alter Freund aus der Würzburger Zeit, der Musiker Alexander Müller, der schon nach der 30er Revolution nach Zürich gekommen war, knüpfte die Beziehungen. Die zwei Staatsschreiber Sulzer und Hagenbuch, beide noch in ihren Zwanzigerjahren und doch bereits in einem der höchsten politischen Ämter tätig, wurden seine Vertrauten und verschafften ihm auf der Stelle einen neuen, diesmal gültigen Paß. Sie waren gebildet, musikalisch interessiert, und Wagner war ihnen als Komponist bekannt. In ihrem Kreis las Wagner schon am ersten Abend sein Textbuch zu einer geplanten Oper namens »Siegfrieds Tod« vor. Dieses Projekt wuchs sich später zu dem Jahrhundertwerk »Der Ring des Nibelungen« aus; es wurde allerdings erst nach 27 Jahren tatsächlich vollendet und in Bayreuth uraufgeführt, in Anwesenheit des deutschen Kaisers Wilhelm I. Von einem Haftbefehl war da bei der Obrigkeit nicht mehr die Rede; von der Revolution bei Richard Wagner allerdings ebensowenig.

Aber Tatsache ist, daß dieses Textbuch, »Siegfrieds Tod«, als Reaktion auf die Niederknüppelung der Revolution in Wien entstanden war. Siegfried ist der Held aus dem Volk, der gegen die alten Mächte und die neue Geldaristokratie aufsteht und dafür sein Leben lassen muß. Er war die Allegorie der niedergeschlagenen 48er Revolution in Deutschland. Doch nicht als Signal der Kapitulation hat ihn Wagner damals gedacht, er sollte vielmehr ein Fanal darstellen für den dereinst doch noch kommenden Umsturz in ganz Europa. Wagner hoffte dabei vor allem auf Frankreich, mußte allerdings erleben, daß dort schon drei Jahre später Louis Napoleon zum Kaiser Napoleon III. bestellt wurde. Dieser verkörperte den Glanz des großbürgerlichen Paris, in dem sich alter Adel und neuer Reichtum verbündeten – eine Herrlichkeit, der auch Richard Wagner auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte.

Neben der einheimischen politischen Elite traf Wagner in Zürich

auf viele seiner geflohenen Mitkämpfer, und er setzte sich bei seinen einflußreichen Bekannten auch für weitere Verfolgte ein. So gelang es ihm, den Architekten Gottfried Semper, der sich als ebenfalls steckbrieflich Gesuchter in Europa herumtrieb, nach Zürich zu holen. Hier entfaltete Semper eine gewaltige Tätigkeit, er baute die neue Technische Hochschule, an der er selber lehrte, und prägte über seine Schüler, aber auch durch viele eigene Bauten die Schweizer Architektur der zweiten Jahrhunderthälfte. Wagner und Semper sind die Galionsfiguren der kulturellen deutschen Emigration in Zürich um 1850, ganz ähnlich wie Thomas Mann und Bertolt Brecht es 90 Jahre später in der kulturellen deutschen Emigration in Kalifornien waren. Und wie Thomas Mann und Brecht waren auch Wagner und Semper einerseits Verfolgte und Bedrängte, andererseits aber bereits europäische Berühmtheiten. Und wie jene waren auch sie von einer unerhörten, nie abbrechenden Schaffenskraft. Wie es Semper mit dem Geld hielt, ist nicht näher bekannt. Das deutet auf ein solides Finanzverhalten. Bei Wagner in Zürich aber sind wir ziemlich gut dokumentiert. Seine ökonomische Praxis hat den Charakter einer ausgewachsenen Komödie. Zuerst waren es die beiden Staatsschreiber Sulzer und Hagenbuch, die den genialen Flüchtling finanziell über Wasser zu halten suchten. Einfach war das nicht, denn er war nicht nur als ein politisch Verfolgter aus Dresden geflohen, sondern auch mit einem riesigen Schuldenberg am Hals. Man hat ausgerechnet, daß seine Dresdner Schulden die dreifache Höhe seines Jahreseinkommens als königlicher Kapellmeister betrug. Um sich zu sanieren, reiste Wagner von Zürich zuerst nach Paris weiter, dort gab es Geld, aber die Pariser Oper und der ganze Musikbetrieb wurden von Giacomo Meyerbeer regiert, dem ungekrönten König der *Grand Opéra*. Meyerbeer, ein gebürtiger Berliner, hieß ursprünglich Jakob Meyer Beer, mit einem Doppelnamen also, den er zusammenzog und im Vornamen elegant italianisierte. Sein Erfolg in Paris war so ungeheuer, daß Wagner in Panik geriet und gleich wieder nach Zürich zurückreiste. Von hier schrieb er an einen Freund: »Acht Tage in Paris genügten, um mich über den gewaltigen Irrtum aufzuklären, in den ich hineingeworfen worden war.

Erlaß es mir, Dir hier umständlich über die empörende Nichtswürdigkeit des Pariser Kunsttreibens, namentlich auch, was die Oper betrifft, mich auszulassen. In den letzten Jahrzehnten sind unter Meyerbeers Geldeinfluss die Pariser Opernkunstangelegenheiten so stinkend scheußlich geworden, daß sich ein ehrlicher Mensch nicht mit ihnen abgeben kann. [...] Wie es jetzt steht, hält Meyerbeer alles in seiner Hand, d. h. in seinem Geldsack; und der Pfuhl der zu durchschreitenden Intrigen ist zu groß, daß ganz andere und pfiffigere Kerle wie ich es längst aufgegeben haben, sich in einen Kampf einzulassen, bei dem einzig das Geld den Ausschlag gibt.« Dabei war Meyerbeer, der damals auch in Berlin das Opernleben regierte, dem jungen Kollegen Wagner schon früh hilfreich begegnet. Aber dieser kehrte mit einem Schock nach Zürich zurück, einem Schock, der kurze Zeit später zu Wagners widerwärtigster Schrift führte. Er verfaßte die Studie »Das Judentum in der Musik«, eine unverstellt antisemitische Polemik, die ganz gegen Meyerbeer gerichtet war. Wagner nahm sich Meyerbeer in dieser abscheulichen Weise nicht deshalb vor, weil er immer schon ein wilder Antisemit gewesen wäre, sondern er wurde aus Eifersucht und Haß auf die Glorie Meyerbeers zum wilden Antisemiten. Er wollte den Konkurrenten mit diesen Argumenten noch vernichtender treffen. Auch wenn man das Erschrecken des mittellosen Flüchtlings, der weiß, daß er der bessere Komponist ist, vor Meyerbeers blendendem Glanz nachvollziehen kann, bleibt seine fanatische Reaktion doch einer der dunkelsten Punkte in Wagners Leben und Werk und der übelste Fleck auf seinen Zürcher Jahren. Man sollte dies auch nicht psychologisch zu erklären suchen. Wagners Unfähigkeit, mit Geld umzugehen, eine Schwäche, die Meyerbeer offensichtlich nicht teilte, mag bei der irrationalen Reaktion mitgewirkt haben, aber bei einem Mann, der eben noch sein Leben eingesetzt hat für die Sache der liberalen Demokratie, ist schlechthin kein Grund auszumachen, der die Niedertracht dieses Pamphlets entschuldigen könnte. Es war ein wütender Schub von Vernichtungswillen, der uns heute, da wir die weitere Geschichte des Antisemitismus in Deutschland kennen, als unheimliches Omen erscheint. Zwanzig Jahre später hat Wagner übrigens

die Schrift ein zweites Mal herausgegeben, ohne jeden äußeren Anlaß. Auch von einer vorübergehenden Verirrung kann also nicht die Rede sein.

Als Wagner nach Zürich kam, war er ein Vertreter der militanten politischen Linken. In seinem Siegfried konnte man durchaus eine Verklärung des Proletariats sehen, der für seine Rechte stirbt. Auch die gesellschaftlichen Kreise, in denen er verkehrte, waren demokratisch engagiert, sei es für die neue Schweiz, sei es, bei den Emigranten, für die Ideale der gescheiterten Revolution. Was Wagner in Paris gesehen hatte, war nun aber eine andere Welt, die Welt des großen Luxus und einer Pracht, wie sie nur eine Metropole zustande bringt. Wir kennen sie aus den Romanen Balzacs, die sich ja fast alle um das Geld drehen, mit einer in der Literatur bis dahin nicht gekannten Raserei immer neu um Gewinn und Verlust des Reichtums und um die Ekstasen einer verschwenderischen Lebensführung. Was für Wagner in Paris zum Ärgernis wurde, das steckte ihn zugleich an. Der grimmige Revolutionär entwickelte, nach Zürich zurückgekehrt, ein wachsendes Sensorium für Luxus und großartigen Lebensstil.

Das hing damit zusammen, daß Wagner nun auch in Zürich den Vertretern eines neuen Bürgertums begegnete, das es auf Glanz und Repräsentation angelegt hatte. Es waren wenige, und sie waren keine Schweizer, aber sie prägten das Leben der Stadt. Die eingeborenen Zürcher, die es zu Reichtum gebracht haben, waren und sind bis heute streng darauf bedacht, daß man ihnen das Geld nicht ansieht. Man lebt bescheiden und zeigt nicht, was man hat. Aber es gab in Wagners Zürich nicht nur eine Emigration der Künstler und Professoren, es gab hier auch reiche Deutsche, die, liberal gesinnt, das Leben in der Republik schätzten und es gleichzeitig durchaus darauf angelegt hatten, daß man ihnen das viele Geld ansah. Einer von ihnen war François Wille, ein Freund Heinrich Heines aus dessen Hamburger Zeit, der sich im gesamtdeutschen Parlament in der Frankfurter Paulskirche engagiert hatte, bevor dieses mit Waffengewalt aufgelöst wurde. Er zog freiwillig in die Schweiz, aber nicht ohne politische Überlegungen. Seine Frau stammte aus einer Ham-

burger Reederfamilie, schwerreich, eine Sloman. Die Willes richteten sich ein prachtvolles Anwesen auf einer Terrasse über dem Zürichsee ein, wo die Nachkommen auch heute noch residieren. Dort hielten sie gastfreundlich hof, und was in Kunst und Wissenschaft einen Namen hatte, verkehrte bei ihnen. Das Niveau sowohl der Küche wie auch der Gespräche war legendär. Zu den Gästen zählten die einheimischen Künstler wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, aber natürlich auch die deutsche Kolonie, soweit sie Rang und Namen hatte, neben Gottfried Semper bald auch Friedrich Theodor Vischer und Theodor Mommsen. Richard Wagner wußte die Abende funkelnd zu beleben. Der kleinbürgerliche Aufsteiger erkannte immer inniger, daß die Zukunft seiner Lebensführung am ehesten auf diesem Niveau lag – wenn möglich noch etwas höher. Der Sohn dieses François Wille, Ulrich Wille, wurde später General der Schweizer Armee während des Ersten Weltkriegs. Er war mit einer Tochter Bismarcks verheiratet. Und dies erwähne ich nun deshalb, weil viele in diesem Saal die Enkelin dieses Schweizer Generals und Bismarck-Schwiegersohns, Gundalena Wille, gut gekannt und herzlich geschätzt haben; sie war die Gattin Carl Friedrich von Weizsäckers.

Neben François Wille gab es in Zürich noch einen zweiten sehr reichen Deutschen, der als Freund der Künstler und der Künste hofhielt, Otto Wesendonck. Er stammte aus Elberfeld, einem Teil des heutigen Wuppertal, war Sohn eines Textilkaufmanns und früh in den Geschäften seines Vaters nach New York gezogen. Mit 35 Jahren war er durch den Seidenhandel bereits so reich, daß er sich fortan auf die Pflege seines Vermögens beschränken konnte. Seine Frau, die junge, kunstsinnige Mathilde, mochte nicht in Amerika leben; so zog man in die Schweiz. Einige Jahre wohnten die Wesendoncks in Zürichs bestem Hotel, dem Baur au Lac; während dieser Zeit baute sich Otto Wesendonck seinen Zürcher Wohnsitz. Erkaufte einen großen Rebhügel außerhalb der Stadt, wandelte ihn in einen Park um und errichtete auf der Höhe eine palastähnliche Villa in einem phantasievollen Renaissance-Stil. Der Bau verkörperte bereits die historische Repräsentationsarchitektur des späten 19. Jahrhunderts.

Die zwei Anwesen von Otto Wesendonck und François Wille stehen beispielhaft für den Prozeß, der von nun an die europäischen Städte verändern sollte: die reichen Bürger ziehen aus der Stadtmitte weg, und es entstehen weitläufige Villenviertel außerhalb der alten Mauern. In Zürich betraf dies den Zürichberg und die Anhöhen über dem See, in Berlin bekanntlich den Grunewald.

Mit so großer Kelle wie Otto Wesendonck richtete in Zürich allerdings kein anderer an. Sein Park ist heute noch der schönste der Stadt.

Wesendonck nannte ihn damals den »grünen Hügel«, ein Name, der von Richard Wagner nach Bayreuth weitergetragen wurde. Und Richard Wagner war hier denn auch willkommen wie nirgends sonst. Wesendonck hielt ihn finanziell über Wasser, obwohl dies eine harte Arbeit war. Der reiche Mäzen spannte dabei mit jenem Jakob Sulzer zusammen, der Wagner 1849 den ersten Rettungsring zugeworfen hatte und inzwischen in die Regierung Zürichs aufgestiegen war. Als Wagner seinem Gönner Wesendonck 1854 wieder einmal die aufgelaufenen Schulden vorrechnete, beliefen sie sich auf gut 10.000 Franken, was man von heute aus wohl mit 20 multiplizieren darf. Der geduldige, aber doch zusehends genervte Wesendonck verständigte sich mit Sulzer dahingehend, daß Wagner unter keinen Umständen mehr ein größerer Betrag in bar ausbezahlt werden dürfe. Originalzitat: »Soviel ist klar: ihm selbst darf kein Geld in die Hand gegeben werden.« Wesendonck schickte das nötige Geld von nun an an Sulzer, der es nur in kleinen Raten an Wagner weitergab. Dieser wurde also gewissermaßen auf ein Taschengeld gesetzt. Man hoffte, ihn so ökonomisch zu disziplinieren, aber Schulden machen kann man bekanntlich auch in dieser Lage.

Auf jeden Fall hatte Wagner jetzt den Lebensstil vor Augen, den er für sein weiteres Leben allein noch gelten lassen wollte. Er tat dies nach seiner Zürcher Zeit denn auch in immer größerem Maßstab, mit entsprechenden pekuniären Konsequenzen. Tatsächlich wiederholte sich zehn Jahre später, als er vor einem immensen Schuldenberg aus Wien flüchtete, das gleiche wie in Zürich. Er war am absoluten Ende, ausgebrannt, mit lauter unfertigen Werken in der Tasche,

da kam ein Brief des jungen Königs Ludwig II. von Bayern, der ihn zu sich berief und ihm ein unbegrenztes Mäzenat in Aussicht stellte. Von Sigmund Freud gibt es eine Studie über jenen menschlichen Typus, der sein Leben lang an jedem Erfolg scheitert. Anhand von Wagner könnte man eine Studie schreiben über den Gegentypus, den Mann, der aus jedem Sumpf, in den er geraten ist, umgehend von gütiger und begüterter Hand herausgezogen wird.

Als Musiker war Wagner in seinen neun Zürcher Jahren ein unbestrittener Star. Er hatte bedingungslose Anhänger und wirkte auf das lokale Musikleben kräftig ein. Den Höhepunkt seiner musikpraktischen Aktivität bildete das, was man die ersten Wagner-Festspiele nennen darf. Zu Wagners 40. Geburtstag wird ihm nämlich von Wesendonck eine Konzertreihe ermöglicht, die an drei Abenden Musik aus Wagners bisherigen Opern bringt, aus »Rienzi«, dem »Fliegenden Holländer«, »Tannhäuser« und »Lohengrin«. Wagner darf dazu Musiker aus ganz Deutschland nach Zürich engagieren. Die Konzerte werden begleitet von einem Festessen, einem Fackelzug und Lesungen aus den Operntexten. Wie mit dem grünen Hügel und dem kleinen Schloß darauf hat Wagner nun auch mit diesen Maikonzerten von 1853 ein Modell im Kopf, das eines Tages in Bayreuth spektakulär umgesetzt werden wird.

Und jetzt beginnt er auch wieder zu komponieren. Bis dahin hatte er in Zürich vor allem theoretische Schriften verfaßt und an den Textbüchern zum »Ring«-Projekt weitergearbeitet. Bei den Maikonzerten hört er selbst zum ersten Mal seine Lohengrin-Ouvertüre, die sechs Jahre früher entstanden ist. Vielleicht hat dies seine musikalische Gestaltungskraft aufgeweckt. Auf jeden Fall richtet sich seine Kreativität nun mit Gewalt auf das Basiswerk der Ring-Tetralogie, »Das Rheingold«. Er stürzt sich in die Komposition.

Alles läßt erwarten, daß nun dieses Riesenwerk, der »Ring«, Schritt für Schritt fertiggestellt wird. Aber da schiebt sich unerwartet etwas anderes dazwischen, das zum eigentlichen Höhepunkt von Wagners Zürcher Zeit werden soll, Höhepunkt und Ende zugleich. Wesendonck überläßt Wagner ein kleines Haus am Rande seines grünen Hügels. Er denkt wohl, dessen Lebensführung so besser kontrollie-

ren zu können. Nun hat aber Wagner die ausgeprägte Neigung, sich in die Ehefrauen befreundeter Männer zu verlieben. Was später mit Cosima von Bülow geschehen wird, geschieht bereits hier. Die fast täglichen Begegnungen und die vielen tiefsinnigen Gespräche zwischen Wagner und Mathilde Wesendonck führen zu einer immer engeren Beziehung. Sie ist 29, er ist 44. Mathilde ist selber literarisch tätig, schreibt Gedichte und Dramen und fühlt sich von Wagner in ihrem geistigen Wesen verstanden wie noch nie. Wagner, der mit seiner Frau Minna in einer sehr mühsamen Ehe lebt, blüht erotisch auf. Bald schon vertont er fünf Gedichte Mathildes; sie gehören als »Wesendonck-Lieder« zum Kanon der deutschen Musik. Und diese Komposition verknüpft sich nun plötzlich mit einem neuen Opernprojekt, das die Arbeit am »Ring« schroff unterbricht: »Tristan und Isolde«. Das Auftauchen und mächtige Sich-Entfalten dieses neuen Werks ist tief verknüpft mit der Situation auf dem grünen Hügel. Wagner organisiert mit Mathilde zusammen Konzerte in der Villa, bald im engeren familiären, bald im weiteren Kreis der guten Gesellschaft. Dazu kommt ein intensiver Briefverkehr quer durch Park und Garten. Wagner lebt und webt im Tristan-Stoff; er kann Mathilde und Isolde, Richard und Tristan nicht mehr auseinanderhalten. Ob und wie weit diese Beziehung die entzückte Schwärmerie überstieg, ist nicht bekannt. Otto Wesendonck verhielt sich nobel und verständnisvoll. Wagners Frau hingegen wurde immer eifersüchtiger. Sie bestach den Gärtner, der den Briefverkehr zwischen Wagner und Mathilde betreute, und fing eines Tages ein besonders ekstatisches Schreiben ab. Wagner spricht darin von der Freude, die ihm die Gespräche bereiteten, und fährt fort: »Aber sehe ich Dein Auge, dann kann ich doch nicht mehr reden; dann wird doch alles wichtig, was ich sagen könnte! Sieh, dann ist mir Alles so unbestreitbar wahr, dann bin ich meiner so sicher, wenn dieses wunderbare heilige Auge auf mir ruht, und ich mich hinein versenke! Dann gibt es eben kein Object und kein Subject mehr; da ist Alles Eines und Einig, tiefe, unermessliche Harmonie! Oh, da ist Ruhe, und in der Ruhe höchstes vollendetes Leben!« Wagners Gattin konnte das wunderbare heilige Auge der Frau Wesendonck nicht so verehrens-wert

finden wie ihr Mann. Sie betrachtete diesen vielmehr als postalischen Ehebrecher und inszenierte einen großen Auftritt mit allen Beteiligten, wo sie das Corpus delicti laut vorlas. Wenig später mußte Wagner abreisen; auch seine Ehe mit Minna war nun endgültig zerstört. Die Liebe zu Mathilde aber lebte weiter in der Musik von »Tristan und Isolde«; zwei der Wesendonck-Lieder (Nr. 3 und 5) wurden von Wagner selbst als »Studie zu Tristan« bezeichnet.

Wenn man den zitierten Brief nicht mit den Augen einer verletzten Gattin liest, sondern mit geistesgeschichtlichem Gehör, dann erkennt man darin ein Echo jenes Philosophen, dem Wagner in dieser Zeit zum ersten Mal begegnete und der für ihn zum Leitstern der folgenden Jahrzehnte wurde, Arthur Schopenhauer. So wie Wagner in Zürich vom bürgerlichen Aufsteiger zum Angehörigen großbürgerlicher Kreise wurde, wurde er auch vom Anhänger Feuerbachs und Proudhons zum Schopenhauerianer. Einst hatte er die Oper verstanden als gewaltige Beschwörung der kommenden Weltrevolution, welche die Abhängigkeit der Menschen von Herrschaft und Kapital beseitigen sollte. Nun verdämmerte diese Vision und machte Platz für eine Kunst, die unter dem Schutz der Könige und des reichen Bürgertums nationale Weiheispiele der Weltversöhnung inszenieren sollte. Die politikferne Kunstreligion der Klassik lebte hier romantisch gesteigert wieder auf. Ausgerechnet im demokratischen Zürich, das die Idee einer liberalen Republik so konsequent verwirklicht hatte wie kein anderer Ort in Europa, kehrte sich der Straßenkämpfer von Dresden von allen Umsturzträumen ab. Und ironischerweise war es einer der legendärsten politischen Propagandasänger der deutschen Literatur, der ebenfalls als Flüchtling in Zürich lebende Georg Herwegh, Freund von Marx und Engels, Bakunin und Feuerbach, der Wagner zum ersten Mal die »Welt als Wille und Vorstellung« in die Hand drückte.

Diese Abkehr vom linkshegelianischen Modell der Weltveränderung, hin zu Schopenhauers indisch-mystischem Erlösungsgedanken war allerdings keineswegs nur Wagners private Erfahrung. Sie wurde zum kollektiven Jahrhundertereignis in der deutschen Intelligenz. Der völlig vergessene Schopenhauer, dessen Hauptwerk schon 1818

entstanden war, fuhr nach der Jahrhundertmitte durch die Seelen wie ein Flächenbrand. Das berühmteste Beispiel ist Friedrich Nietzsche, der sich ja im Zeichen Schopenhauers mit Wagner verbünden wird – allerdings auf Zeit. Durch die brutale Unterdrückung des deutschen Aufstandes von 1848/49 war Schopenhauers Philosophie der Resignation, des Verzichts auf die Tat, der Erlösung durch die Verneinung des Willens, zum Denksystem der Stunde geworden. Schopenhauer galt nun bis zum Ende des Jahrhunderts in Deutschland als der Philosoph schlechthin; dann wurde er in diesem Amt von Nietzsche abgelöst. Thomas Mann hat darüber vielfach berichtet.

Meine Damen und Herren: Richard Wagner in Zürich, das ergibt also mehr als ein paar muntere Anekdoten. Die neun Jahre markieren einen fundamentalen Umbruch in Wagners sozialer, philosophischer und künstlerischer Existenz, und dieser Umbruch steht seinerseits zeichenhaft für die politischen und geistigen Verschiebungen in Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der ganze Prozeß gipfelt im neuen Kaiserreich, das 1871 in Versailles ausgerufen wird. Und genau zeitgleich mit diesem Ereignis wird die nationale Kultstätte von Bayreuth gegründet, wo Wagner nun endlich selbst als Herr eines grünen Hügels und mit der Frau eines anderen Freundes residiert.

Allerdings haben damals nicht alle Geister diese intellektuellen Wendungen mitgemacht. Gottfried Keller etwa, der mit Wagner in Zürich verkehrte und in den Häusern Wille und Wesendonck häufiger Gast war, blieb sein Leben lang ein gemäßigter Feuerbachianer und Parteigänger einer kommenden Demokratie auch in Deutschland. Es gibt von ihm ein winziges Wagner-Porträt, das, wenn man es genau betrachtet, sehr viel aussagt. In einem Brief vom 30. April 1857 an den Dichter und Freund Ferdinand Freilingrath beschreibt Gottfried Keller die Deutschen in Zürich und teilt sie in Gruppen und Professionen ein. Mittendrin heißt es: »Dann ist auch Richard Wagner ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur und Charlatan. Er unterhält einen Nipptisch, worauf eine silberne Haarbürste in kristallener Schale zu sehen ist etc. etc.« Wir erleben hier

förmlich mit, wie der unbestechliche Keller das flottierende Genie Wagner ins Auge faßt. Keller, der es als Erzähler wie kein zweiter verstand, komplexe Figuren von ihren kleinen Besitztümern her zu charakterisieren, tut dies nun auch Wagner gegenüber. So wie man von Fürsten sagt, daß sie ein Gestüt »unterhalten«, so »unterhält« er einen Nipptisch mit Kostbarkeiten wie der silbernen Haarbürste in kristallener Schale. Das Zweideutige und Eitle an Wagner, das Schielen auf die großbürgerliche Repräsentation und der narzißtische Kult mit der eigenen Person erscheinen in diesem säkularisierten Hausaltar symbolisch verkörpert. Keller gelingt es so, die Spannung zwischen dem gewaltigen Künstler und dem schwankenden Charakter zu einem sprechenden Bild zu verdichten. Es ist dies eine Aufgabe, vor der alle, die sich mit Wagner befassen, stets von neuem stehen.

TISCHREDE

MORITZ LEUENBERGER

WENN DER ORDEN RUFT, IST DIE REGIERUNG ZUR STELLE

Sie haben die Regierung gerufen, und die Regierung kommt. Die Regierung kommt immer, wenn sie gerufen wird. Als unsere nationale Fluggesellschaft, die *Swissair*, groundete, kam die Regierung mit ein paar wenigen Milliarden. Als sich die UBS in Schwierigkeiten brachte, kam die Regierung, mit ziemlich vielen Milliarden. Und als die USA darum baten, Roman Polanski festzunehmen, waren wir ebenfalls zur Stelle – Polanski leider auch. Und so ist es nur selbstverständlich, daß die Regierung auch kommt, wenn der Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste ruft. Hier bin ich und begrüße Sie herzlich.

Erst nach meiner sofort bekundeten Bereitschaft, zu kommen, erkundigte ich mich, was dieser Orden genau tut. Will er mir vielleicht einen Orden schenken? Das wäre nach unserer Verfassung verboten, und ich müßte als Bundesrat sofort zurücktreten. Oder ist er gar ein Geheimbund? Nein, das ist er offensichtlich nicht. Im Gegenteil, er ist äußerst transparent, und so ist bereits ein Besuch auf der Ordens-Website sehr aufschlußreich.

Da ist etwa zu lesen, daß die Anzahl ausländischer Ordensmitglieder nicht größer sein darf als diejenige der deutschen Mitglieder. Das

entspricht etwa dem gleichen Verhältnis wie demjenigen zwischen Deutschen und Nichtdeutschen hier in Zürich.

Eine andere Bestimmung irritiert mich eher: Mitglieder dürfen sich ausschließlich in den Sparten Kunst und Wissenschaft verdient machen, was für mich zu einer Schwierigkeit führt: Ich bin nur und ausschließlich Politiker.

Aber es tröstet mich, daß Ihr Orden immerhin auch von einem Politiker begründet wurde. Das geschah wohl, weil dieser die Gedankenarbeit und den Diskurs des Ordens als Grundlage für seine eigenen Entscheide brauchte.

Gewiß pflegt die Politik diesen Gedankenaustausch auch heute noch: So komme ich soeben von einer Veranstaltung der UNO in Genf, wo Ban Kimoon über den Einfluß des Internets auf die Weltgemeinschaft aufmerksam machte und darauf, wie die Informationstechnologien die Politik und unsere persönliche Arbeit und damit auch uns Menschen verändern. Um den Weltenlauf der Menschheit nach unserer Überzeugung der Aufklärung zu gestalten, so wie sie Ihr Ordensgründer vertrat, und sie nicht dem unkontrollierten Fluß der ökonomischen Interessen preiszugeben, sind wir Politiker auf die Arbeit von Kunst und Wissenschaft angewiesen.

Die Politik nimmt ja die Wissenschaft stets in Anspruch, nicht immer nur für die eigene Willensbildung, sondern oft auch, um bereits gefaßte Meinung zu rechtfertigen: Wir kennen alle die erbitterten Streitigkeiten darüber, welche Gutachter bestellt werden sollen. So ging das beim Gutachten um den Lärm rund um den Flughafen Zürich im Streit mit Deutschland, und so geht es bei geologischen Expertisen für den Bau eines Endlagers für radioaktive Abfälle, das allenfalls in der Nähe zur Grenze Deutschlands erstellt werden wird.

Es kommt dazu, daß den Aufträgen an die Wissenschaftler oft politische Fragen untergejubelt werden, politische Fragen, welche die Politik in ihrer Verantwortung entscheiden müßte.

Vielleicht ist der Vorwurf, da würde politische Verantwortung nicht wahrgenommen, ungerecht, denn es wird ja auch der Traum einer wertfreien Wissenschaft geträumt, eine Illusion, denn jede Wissen-

schaft ist auch Kind einer Epoche und damit eingepellt in Werte, die erst spätere Generationen als solche herauschälen und sich in aller Regel dann auch von ihr distanzieren.

So wie die Politik den Modeströmungen des Zeitgeistes folgt, so erreicht die Wissenschaft auch kaum je absolute und endgültige Wahrheit – zum Glück, denn sonst bräuchten wir eines Tages keine Wissenschaftler mehr.

Die stets fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnisse sind ja gerade der Beweis, daß sie stets von neuem Wissen abgelöst werden und nie für die Ewigkeit gelten. Das gilt sogar für die Theologie.

So ist es denn für die Politik viel wichtiger, am Diskurs von Wissenschaft und Kunst teilzuhaben, um die eigene Verantwortung wahrnehmen zu können, als die Verantwortung auf sie abzuschieben.

Ich denke an das ökologische Gleichgewicht und an die Rückschlüsse, die wir daraus ziehen können und müssen, nämlich auch die Gesellschaft in einem Gleichgewicht zu halten.

Oder wir denken an all die Assoziationen, an die Verknüpfung künstlerischer Ausdrucksweisen in Gedichten oder im Theater, welche die politische Arbeit anregen.

Dazu sind wir allerdings auf Wissenschaftler angewiesen, die, wie es dem Sinn Ihres Ordens entspricht, dem Politiker die Geheimnisse der Kunst entschlüsseln, die ihm die Sprache der Wissenschaft in seine Sprache zu übersetzen vermag, wie sich das Ihr Mitglied Peter von Matt, der Sie heute durch Zürich führte, zur Aufgabe machte. Wie oft hat er mich durch seine Interpretationen von Gedichten oder Texten aus Literatur, Film oder Theater angeregt und zu einer Erkenntnis gebracht, die ich ohne seinen Hinweis nie erlangt hätte.

Dies ist auch heute ein Imperativ, in einer Zeit, in der jeder politische Begriff, jede gesellschaftliche Tätigkeit nach ökonomischen Kriterien gemessen wird, wo der Mensch das ganze Universum der totalen Ökonomisierung unterwirft. Heute rechtfertigen wir jeden Akt der Menschlichkeit mit Zahlen: Wir helfen den Menschen in den armen Ländern nicht mehr aus Nächstenliebe, sondern weil sie sonst als Flüchtlinge zu uns kommen, was uns etwas kosten könnte. Wir rechtfertigen Biodiversität, weil wir aus seltenen Pflanzen und

Insekten rentable Medikamente gewinnen können; also nicht weil wir die Natur respektieren, sondern weil wir den volkswirtschaftlichen Wert einer Blaumeise auf den Rappen genau berechnet haben.

Ich vermag mich an eine Fernsehdiskussion zu erinnern, die ich als damaliger Bundespräsident mit Ihrem jetzigen Ordenskanzler Eberhard Jüngel führen durfte. Im Verlauf des Gesprächs vertraten Sie, Herr Professor Jüngel, die Ansicht, das Wort »Wert« sei aus dem Vokabular eines jeden vernünftigen Menschen zu streichen, der außer Börsenkurse noch anderes im Kopf oder auf dem Herzen habe. Das war eine solche Anregung, auf die wir Politiker angewiesen sind. Ich nahm damals die Haltung ein, wir dürften uns die Bedeutung des Wortes »Wert« eben gerade nicht von der Ökonomie aufzwingen lassen. Das Wort sei daher auch für die menschliche Würde, die Artenvielfalt oder die Solidarität zu verwenden. Lassen wir es offen, ob das vertretbar war oder nicht.

Die Hauptsache war die Anregung zum Diskurs.

Und diese Anregung gewähren Sie mir auch heute abend wieder. Ich danke Ihnen für diese Diskussionen. Die Regierung weiß eben schon, wieso sie gehorcht, wenn man sie ruft. Heute bereue ich jedenfalls nicht, Ihrem Ruf ohne langes Überlegen gefolgt zu sein.

DRITTER TEIL
PROJEKTE DES ORDENS

BESTÄNDIGKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT
VON RUHM

STIG STRÖMHOLM

JAMES BRYCE, FIRST VISCOUNT BRYCE OF DECHMONT

Von James Bryce, erstem Viscount Bryce of Dechmont, der im Jahre 1908 in den Orden Pour le mérite aufgenommen wurde, erzählt »Der große Brockhaus« lakonisch, daß dieser britische Politiker und Schriftsteller, im Jahre 1858 geboren, als Botschafter in Washington in den Jahren 1907-1913 die Beziehungen zu den USA und Kanada verbesserte und daß er von 1914 bis zu seinem Tod im Jahre 1922 Mitglied des Internationalen Gerichtshofs im Haag war.

Hinter diesen knappen Zeilen verbirgt sich eine Persönlichkeit von außergewöhnlicher geistiger Vielseitigkeit, von fast erdrückender Vitalität, bewunderungswertem und auch bewundertem Fleiß, tiefer und umfassender Gelehrsamkeit, sprichwörtlich aufrechter Haltung und schließlich, als ob dies nicht genug wäre, einer physischen Leistungsfähigkeit, die ihn unter anderem zum unermüdlichen Wanderer und Bergsteiger machte. Er gehörte zu der sehr exklusiven Gruppe, die den Ararat bestiegen hatte.

Wenn man Lord Bryce und seinen Werdegang und Lebenslauf mit der Ambition des philosophischen oder wenigstens philosophierenden Biographen ansieht, der die Hoffnung hegt, aus der Betrachtung dieser einzigartigen Persönlichkeit allgemeine Lehren ziehen, den

Geschilderten als Beispiel oder Typus behandeln zu können, steht man vom Anfang an vor einem Dilemma, das zu allerlei komplizierten Erwägungen führt. Möglichst einfach formuliert: Hat der Fall Bryce eine über die Aufmerksamkeit, die jeder bedeutende Mensch als Individuum stets beanspruchen kann, hinausgehendes Interesse, weil er für ein Land und eine Periode typisch ist – und worin besteht dann die Typizität? – oder weil er als originell, d. h. atypisch, hervortritt, und worin besteht bei dieser Betrachtungsweise das Untypische? Dies ist kein Spiel mit Worten. Es handelt sich um verschiedene Wege zum Verständnis eines Menschen als Mitschöpfer einer Epoche und einer Kultur und durch ihn zum Verständnis dieser Kultur und Epoche. Die Wegwahl ist deshalb nicht gleichgültig. Sie kann zu unterschiedlichen Schlußfolgerungen in wichtigen Fragen führen.

Ein einzelnes, aber hoffentlich bezeichnendes einführendes Beispiel: Bryce stammte aus einer Familie schottischer presbyterianischer Geistlicher und Lehrer, also aus einer Gruppe in der britischen Gesellschaft, die der anglikanischen Kirche fremd war und deshalb herkömmlicherweise als *nonconformists* bezeichnet wurde. Er wurde in Belfast im protestantischen Ulster, also Nordirland, geboren, wo sein Vater Lehrer war. Schon dieser Ursprung ist für Bryce' Zukunft aufschlußreich: Seine Familie gehörte also zu einer zahlenmäßig beschränkten lokalen Bevölkerung, in der eben schottische Presbyterianer seit dem 17. Jahrhundert eine starke und geistig wohl dominierende Gruppe waren, die einerseits die damals noch nicht bewußt und aggressiv nationalistischen katholischen Nachbarn in Irland mit einer gewissen Überlegenheit betrachtete, andererseits England, die anglikanische Kirche und auch die englischen Grundbesitzer in Irland mit Mißtrauen ansah. Kraft dieses Ursprungs war Bryce, wenn dieser Ausdruck erlaubt werden kann, ein erblicher Minderheitler. Als er acht Jahre alt war, siedelte seine Familie nach Schottland über, und zwar nach Glasgow, wo der junge James das Gymnasium besuchte und an der angesehenen mittelalterlichen Universität studierte. Mit starken Banden blieb er sein Leben lang mit einem großen und harmonischen Familienkreis verbunden, der das geistige

Erbe des strengen und jeden katholisierenden Ritualismus ablehnenden schottischen Protestantismus am Leben hielt. Die glänzenden akademischen Erfolge des jungen Bryce machten es natürlich, daß er nach durchgeführter Universitätsausbildung über die Grenzen des Heimatlandes hinausblickte. Wie selbständig und kritisch seine schottische Welt auch war, war sie gleichzeitig ein Teil des britischen Weltreiches. Der junge Bryce bewarb sich um ein *scholarship* an Trinity College in Oxford. Das war in der Sicht seiner Familie ein neuer Schritt, der Anfang einer langen Reise. Es kann aber auch als für die Zeit und die sich schnell verändernden Verhältnisse bezeichnend betrachtet werden. Die fleißigen und tüchtigen Schotten stellten eine Gruppe dar, die insbesondere als Ingenieure und Geschäftsleute, aber auch in anderen Beschäftigungen eine immer größere Rolle beim Aufbau des *Empire* spielten. Die Erhaltung eines Stipendiums, eines *scholarship*, an Trinity College setzte aber zu dieser Zeit die Beeidigung des Glaubensbekenntnisses der anglikanischen Kirche, der »Neununddreißig Artikel«, voraus. Bryce weigerte sich. Der Kampf, der in einigen Juni-Tagen 1857 im stillen Oxford zwischen streng anglikanischen *fellows*, unter denen der *President* des Hauses, und liberal gesinnten Gelehrten ausgefochten wurde, wird in fast täglichen Briefen des Neunzehnjährigen an seine Eltern geschildert. Seine überragende intellektuelle Fähigkeit gab am Ende den Ausschlag; er wurde sogar der Erste unter den fünf, die angenommen wurden; die Gesamtzahl der Kandidaten war siebenundzwanzig. *He outwrote everybody*, schreibt ein Zeitgenosse in einem Brief.

Nun: Was war in diesem Verlauf im Oxford der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts typisch, und was war atypisch? Und typisch oder untypisch für was? Was hat ein über das individuelle und biographische herausragendes Interesse? Der junge Schotte, der an die Tür der uralten hochanglikanischen Universität klopft, ist natürlich noch brillante individuelle Ausnahme, aber als Bahnbrecher zugleich für eine tiefgreifende Veränderung des englischen Universitätswesens und auch der umgebenden Gesellschaft nach der Mitte des Jahrhunderts bezeichnend, d. h. typisch. Dasselbe kann von dem Benehmen der Universitätsbehörden gesagt werden. Oxford wehrte sich am

Anfang grundsätzlich. Aber konfrontiert mit einem Konflikt, der mit einem schwächeren Kämpfer wohl ohne große Schwierigkeit hätte auf herkömmliche Weise, mit Anwendung der alten Regeln, gelöst werden können, wählten sie den Weg der Anpassung, der wohl an hand unzähliger anderer Beispiele als für das sich ohne Revolutionen sukzessiv verändernde England des 19. Jahrhunderts charakteristisch beschrieben werden kann. Es sollte an diesem Ort hinzugefügt werden, daß Bryce in seiner politischen Tätigkeit, obgleich sehr fest in seiner liberalen Überzeugung und wie schon gesagt ein Mann aufrechter Haltung, jedoch im Vergleich mit zeitgenössischen kontinentaleuropäischen Politikern ähnlicher Überzeugung meistens den Weg der undramatischen und pragmatischen Veränderung, am liebsten auf pädagogisch konkreten Einzelfällen gestützt, vorzog. In diesem Sinne war auch sein persönliches Wirken ohne Zweifel für Land und Periode typisch. Ausnahme und Bahnbrecher war er sozusagen auf selektive Weise.

Charakteristisch, wenn auch auf einer anderen Ebene, war Bryce' früh wachgerufenes Interesse nicht nur für deutsche Kultur und Literatur im allgemeinen, sondern auch, und insbesondere, für deutsche Geschichte und Rechtsgeschichte. Die deutsche Kultur – von Politik, Verfassungsrecht und Wirtschaft streng zu unterscheiden – war an der Mitte des 19. Jahrhunderts schon seit Jahrzehnten Gegenstand der bewundernden oder kritischen Aufmerksamkeit der englischen Intellektuellen, wie übrigens, wenn auch mit starken Variationen unter den Ländern, der führenden Schichten in allen europäischen Ländern. Der Glanz des Weimarer Kreises, der weniger sichtbare, aber unter Gelehrten und Dichtern starke Einfluß der deutschen Romantik und der idealistischen Philosophie, in breiten Gruppen wohl auch die Waffenbruderschaft in den napoleonischen Kriegen hatten Deutschland eine ganz neue Position in der englischen Öffentlichkeit gegeben. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war, um Bryce' Biographen H. A. L. Fisher zu zitieren, die Zeit, in der »every young Englishman with intellectual ambitions made it part of his duty to learn at first hand from the country of Goethe and Schiller, of Kant and Hegel, of Waitz and Dahlmann and Döllinger«

(H. A. L. Fisher, James Bryce, London, Macmillan, 1927, 1. Band, S. 59). Diese breite Bewegung fiel mit einer spezifisch akademischen Tendenz, einer tiefgehenden Veränderung in den alten englischen Universitäten auf allen Gebieten zusammen. Der Einfluß Deutschlands trug auch in hohem Grade zur Lenkung dieser Veränderung in bestimmte Richtungen bei. Seit langer Zeit waren Oxford und Cambridge nicht nur in vielen Hinsichten – stets natürlich mit glänzenden, wenn auch wenig zahlreichen Ausnahmen – wissenschaftlich schwach und rückständig geblieben. Sie waren auch mehreren sich stark entwickelnden geisteswissenschaftlichen Disziplinen einfach verschlossen.

Zu den fast völlig versäumten Fächern gehörte die Geschichte anderer Rechtssysteme als das englische *common law* und insbesondere das Studium des römischen Rechts, also Wissenschaftsgebiete, in denen die deutsche historische Schule mit Savigny an der Spitze schon in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts neues Land urbar gemacht und glänzende Erfolge erreicht hatte. Bryce besuchte im Jahre 1863 Heidelberg, wo er ein Semester blieb und die Vorlesungen des Pandektrechtslehrers K. A. von Vangerow hörte. Diese Bekanntschaft mit der deutschen Wissenschaft war für ihn ein entscheidendes Erlebnis. Vangerows Vorlesungen behandelten Themen und Probleme, denen Bryce schon seit einiger Zeit energisch nachging. Im Jahre 1862 hatte er mit einer kurzen Schrift – in der ersten Auflage knapp 180 Seiten – unter dem Titel *The Holy Roman Empire* den hochangesehenen Arnold-Preis der Universität Oxford gewonnen. Die Arbeit wurde 1864, nach dem Aufenthalt in Heidelberg, in stark erweiterter Form veröffentlicht. Der Ausdruck *classique aussitôt que paru* ist mit Bezug auf dieses Buch durchaus zutreffend. In einer Besprechung sagte der Historiker Edward Freeman: »He has in truth by a single youthful effort placed himself on a level with men who have given their lives to historical studies.« (oben a. A., S. 65). Diese Schilderung der Geschichte und insbesondere der Ideologie und Gedankenwelt des alten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, von einem Fünfundzwanzigjährigen in kurzer Zeit geschrieben, war auf einem erstaunlich tiefen und gedankenreichen Verständnis

des mittelalterlichen Romgedankens und dessen vielschichtigen Wirkungen begründet. »Now«, schreibt Bryce, »the two great ideas which expiring antiquity bequeathed to the ages which followed were those of a World Monarchy and a World Religion.« (a. A., S. 7). Einem breiten gebildeten britischen Publikum, dessen Deutschlandbild von Erfahrungen und Erinnerungen vom langwierigen Zerfallsprozeß des alten Reiches stark geprägt war, wurde durch die Verbreitung der immer verbesserten und vermehrten Auflagen des *Holy Roman Empire* ein neues, verständnisvolles Bild gegeben, das für die Beziehungen der beiden Länder nicht ohne Bedeutung war.

Im Jahre 1862 wurde Bryce kraft seiner glänzenden Erfolge in Oxford zum *fellow* an Oriel College gewählt, eine Stellung, die wenig Arbeit forderte, auch wenig Geld gab, aber eine Sicherheit bot, die es ihm möglich machte, neue Wege zu betreten. Von diesem Punkt ab ist seine Laufbahn für die Zeit und den Ort klassisch und typisch. Er fing schon in den Frühlingsmonaten 1862 an, praktisch-juristische Studien in London zu betreiben oder – wie der Ausdruck noch lautet – Abendessen in einem der Rechtsanwaltsinnungen, den *inns of court*, einzunehmen. Er wählte *Lincoln's Inn*, wo er fünf Jahre später zum *barrister* ernannt wurde. Er schloß sich der Kanzlei des angesehenen künftigen Richters John Holker an und leitete eine Praxis ein, die ihn unter anderem auf Reisen nach Spanien und Portugal im Interesse seiner Klienten führte. Vollzeitanwalt wurde er aber nicht. Häufige Reisen nach Oxford und auch journalistische Tätigkeit, um das Einkommen zu verbessern, wenn die juristischen Aufträge ausblieben, unterbrachen eine Tätigkeit, für die Bryce, wie er selbst erkannte, eigentlich nicht geeignet war. Diese Mischung von Aktivitäten, die je einen bedeutenden Kreis von Beziehungen und Freundschaften öffneten, kann auch als typisch und klassisch für die Zeit und den Ort beschrieben werden.

Ein politisch-administrativer Auftrag, der Bryce schon 1865 gegeben wurde, war die Mitgliedschaft in einer *Royal Commission*, welche unter dem Vorsitz Lord Tauntons das damals fast chaotische britische private Schulwesen gründlich untersuchte. Während zweier Jahre kreuzte er durch die nordwestlichen Grafschaften, die ihm als Ar-

beitsgebiet zugeteilt worden waren, und schrieb über seine Beobachtungen kurze, aber inhaltsreiche und häufig scharfe Berichte, die zu den noch sehr zögernden und vorsichtigen Reformen beitrugen, die im Laufe der Zeit durchgeführt wurden. Die Beschäftigung mit dem Schulwesen führte den energischen und stets nach neuen Ideen und Verbesserungen in liberalem Geist spähenenden Bryce in Beziehung mit Initiativen und Bewegungen, die er mit seinem wachsenden Einfluß fördern konnte. So zum Beispiel war er am Anfang der Arbeit des 1869 gegründeten College für Frauen in Cambridge, heute Girton College, tätig, und er nahm zu derselben Zeit einen Ruf vom Owen's College in Manchester an, wo er mehrere Jahre neben seinen anderen Tätigkeiten Vorlesungen über juristische Themen gab.

Zu den für einen modernen Beobachter fast erstaunlichen Elementen dieses hochaktiven Lebens gehören die schon sehr früh ange tretenen langen Reisen, die reichlich fließende handschriftliche Korrespondenz von fernen Orten und vielleicht noch mehr – als Voraussetzung dieser Tätigkeit – die fürstliche Freiheit, mit der ein vielseitig beschäftigter Mann zu solchen Zwecken über seine Zeit verfügen konnte. Die Verkehrsmittel für die langen Strecken waren schon Dampfer und Eisenbahn, aber Bryce besuchte gern Orte, wo diese Modernitäten nicht vorhanden waren. Tourismus verschiedener Art und Qualität gehörte schon seit langer Zeit zum Lebensstil der britischen Oberschicht, aber Bryce übertraf die meisten. Im Dezember 1864 und Januar 1865 finden wir ihn mit Freunden in Italien – überflüssig zu sagen, daß er den Soracte besteigt – im Sommer 1866 reist er in Ungarn und Transsylvanien, 1870 findet seine erste Reise nach Nordamerika statt, 1872 besucht er Island, 1874 Norwegen und dann Portugal und Tanager, 1876 den Kaukasus, wo er allein, von begleitenden Kosacken und lokalen Führern verlassen, die Spitze des Ararat erreicht.

Zu diesen noch Jugendreisen und sportlichen Taten werden fast jährlich neue hinzukommen. Bryce würde im Laufe seines langen Lebens das ganze britische Imperium – Ägypten, Indien, Kanada, Australien –, aber auch Japan, die Türkei und die beiden Amerika mit eigenen Augen sehen, was ihm auch unter den reisefreudigen

englischen Politikern seiner Zeit eine einmalige Position als Kenner der Welt, nicht am wenigsten der kolonialen Welt von damals, schenkte. Als Bergbesteiger würde er Mauna Loa in Hawaii, Machaca in Basutoland, Myogisan in Japan besiegen, um nur die berühmtesten seiner Eroberungen zu erwähnen.

Während der Reisen fand er nicht nur Zeit für lange, häufig sehr lebendige und wohlkomponierte Briefe; er schrieb auch nach der Heimkehr fleißig in Zeitungen und Zeitschriften Artikel, die nicht einfache Reisebeschreibungen, sondern rasonierende und analysierende Problemdiskussion enthielten. Königin Viktorias Großbritannien wurde gelegentlich das Gewissen der Welt genannt – »das gährende Weltgewissen«, wie kritische oder zynische Beobachter sagten. Zu den alles andere als gährenden Wortführern des liberalen britischen Gewissens gehörte Bryce, der häufig aus seinen Reiseerfahrungen praktisch-politische Schlußfolgerungen zog. Besonders stark wurde er von der schlechten und häufig grausamen Behandlung der Armenier durch die Türkei beeindruckt; sein Leben lang schrieb und sprach er über die armenische Frage, und er war bereit, dieses politisch undankbare oder sogar unpopuläre Problem hervorzuheben und auf die Verantwortung der christlichen Großmächte dieser unterdrückten Minorität gegenüber hinzuweisen.

Es sei in diesem Zusammenhang der Aufschluß hinzugefügt, daß Bryce erst als Fünfzigjähriger, im Jahre 1889, heiratete. Seine Frau, Tochter eines führenden Manchester Geschäftsmannes, erwies sich glücklicherweise als fast ebenso unermüdlich als Reisende und Wandererin. Empfänger seiner Reisebriefe waren häufig seine Mutter und eine Schwester, die beide in London wohnten. Überhaupt scheint Bryce' Privatleben und seine Beziehungen zu Familie und Freunden harmonisch gewesen zu sein.

Im Frühjahr 1870 bot der Ministerpräsident Gladstone Bryce den *Regius Chair of Civil Law* an der Universität Oxford an. Es war ein glanzvolles Amt, von König Heinrich VIII. gestiftet. Die mit dem Lehrstuhl verbundenen Pflichten waren zu Bryce' Zeit eher dekorativ geworden; der Inhaber sollte alle zwei Jahre die Empfänger von Ehrengraden am Jahresfest der Universität, die *Encaenia*, in einer

lateinischen Rede vorstellen. So leicht war diese Last nun nicht. Für das erste Jahresfest, an dem Bryce teilnahm, mußte er nicht weniger als fünfzig lateinische Laudationes verfassen und vortragen. Es war für den energischen Historiker charakteristisch, daß er das nächste Mal, daß er seinen repräsentativen Verpflichtungen nachkommen mußte, die neue lateinische Aussprache verwendete. Mit diesen dekorativen Beschäftigungen war er selbstverständlich nicht zufrieden; bald wurde seine Professur durch eine Vorlesungstätigkeit, die viele Zuhörer lockte, zu einem wissenschaftlich aktiven Lehrstuhl. Bryce spielte eine entscheidende Rolle bei der Gründung der führenden Zeitschrift *English Historical Review* im Jahre 1885. Eine Auswahl seiner Vorlesungen wurde 1901 in zwei Bänden unter dem Titel *Studies in History and Jurisprudence* veröffentlicht.

Für einen Juristen und Historiker mit starken gesellschaftlichen Interessen wie Bryce war im Großbritannien des 19. Jahrhunderts eine politische Laufbahn verlockend und natürlich, wenn auch nicht ganz selbstverständlich. Das Parlament in Westminster konnte zu Recht mit dem römischen Senat der späten Republik verglichen werden; dort versammelten sich bedeutende Männer, welche noch die direkte Verantwortung für einen guten Teil der bewohnten Welt trugen und auch im politischen Spiel außerhalb der Grenzen des *Empire* eine wichtige und häufig entscheidende Rolle innehatten.

Nach einigen mißlungenen Versuchen wurde Bryce 1889 zum Mitglied des Unterhauses gewählt, wo er bis 1907 seinen Sitz behielt. Von Anfang an war dieser hyperaktive Mann ein fleißiger Redner. Seine breiten und tiefen Kenntnisse auf vielen Gebieten sowie seine aufrechte Haltung vor Rückschlägen und Mißerfolgen und seine Treue den liberalen Prinzipien und den liberalen Parteigenossen gegenüber erwarben ihm die Achtung des Hauses. Achtung heißt aber nicht Popularität. Bryce' politische Karriere war kein Erfolg. Er blieb auch in Westminster der Hochschullehrer, und er überforderte nicht selten mit seiner Gelehrtheit eine Hörschaft, wo praktisch gesinnte Männer mit wenig Geduld für ausführliche historische und geographische Erklärungen das dominierende Element waren. *He was considered to be too academic and professorial*, sagt sein Biograph

H. A. L. Fisher (o. a. A., Bd. I, S. 174). Bryce war gar kein Besserwisser im herkömmlichen negativen Sinne des Wortes. Sein Mangel an Eitelkeit ist von vielen bezeugt worden. Er war von wissenschaftlicher Sachlichkeit und tiefem Ernst geprägt, aber zugleich von Engagement und Intensität. Da er mehr wußte als die meisten, sprach er häufig, klar und so lange, wie zur Vermittlung seiner Gedanken notwendig war.

Es gibt eine Anekdote aus der Zeit, in der Bryce Mitglied der liberalen Regierung von Sir Henry Campbell-Bannerman war. Nach Ende einer Sitzung des *Cabinet*, wo über mehrere schwierige außenpolitische Fragen gesprochen worden war und Bryce von seinen enzyklopädischen Kenntnissen von aller Herren Ländern reichliche Proben gegeben hatte, erzählte ein Minister im Vorübergehen von einem alltäglichen Ereignis, das er eben in der wohlbekannten großen Straße *Regent Street* in London beobachtet hatte. Bryce fing sofort an, über seine Wanderungen heimzu vom Parlament auf dieser Straße zu erzählen. »Aber lieber Bryce«, sagte der Ministerpräsident lächelnd, »*Regent Street* können Sie wohl uns anderen vorbehalten lassen.«

Als treuer Liberaler teilte Bryce mit seiner Partei, zunächst vom legendarischen Gladstone geführt, die Triumphe und die Niederlagen der letzten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts und des ersten Jahrzehnts des 20. Er wurde 1886 *Undersecretary of State for Foreign Affairs*. Außenminister war Lord Rosebery, mit dem Bryce stets freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Mit dem Ministerpräsidenten Gladstone teilte er ein lebenslanges liebevolles Interesse für Homeros und Dante; über diese literarischen Riesen unterhielten sich die beiden häufig in den langen Wartestunden im Parlamentshaus. So konnte Politik auf höchster Ebene damals betrieben werden. Andere Ministerstellungen, die Bryce in den neunziger Jahren bekleidete, war zunächst das Amt als *Chancellor of the Duchy of Lancaster* – »Kanzler des Herzogtums Lancaster«, ein Relikt aus der feudalen Geschichte Englands, dessen Inhaber als Minister für verschiedene politische Aufträge verwendet werden konnte – dann *President of the Board of Trade*, d. h. Handelsminister. Er leitete in denselben Jahren eine wichtige *Royal Commission*, die Reformvorschläge

für die höheren Schulen vorlegte. Erziehung und Schule blieben Gegenstände von Bryce' Interesse sein Leben lang.

Bryce war unzweifelhaft Imperialist in dem Sinne, daß er an die zivilisatorische Sendung des britischen *Empire* glaubte, aber aggressiver Imperialismus war ihm fremd. Als die liberale Partei mit dem Ausbruch des Burenkrieges 1899 in zwei Teile zerfiel, schloß er sich der Fraktion von Sir Henry Campbell-Bannerman an, welcher die Kriegspolitik Joseph Chamberlains verurteilte. Dies war in den Tagen überhitzten britischen Nationalismus der Jahrhundertwende – *jingoism* war der Name dieser aggressiven Haltung – ein sehr unpopulärer Standpunkt, dessen Vertreter nicht nur im politischen Leben allerlei Unannehmlichkeiten hinnehmen mußten. Bryce, der 1895 Südafrika besucht hatte, sich eine eigene Meinung über die Verhältnisse gebildet und ein Buch über die Reise veröffentlicht hatte, stand aber fest, was auf die Dauer zu seinem guten Namen stark beitrug.

Wenn der Burenkrieg ein für die Umwelt erstaunlicher Ausdruck des Imperialismus auf der offenen Weltszene der Kolonialperiode war, hatte das liberale Weltgewissen in Großbritannien einen finsternen Hinterhof, wo die englische Machtausübung seit Jahrhunderten und insbesondere seit Cromwells Tagen Haß und Konflikte geschaffen hatte. Es war das katholische Irland. Die irische Frage – allzu umfassend und kompliziert, um in diesem Zusammenhang des näheren erörtert werden zu können – wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein dauerndes Leid für jede britische Regierung. Gladstones Versuche, ein vorsichtig dosiertes Maß von Selbstverwaltung – *home rule* – durchzuführen, scheiterten mehrmals nicht nur wegen Widerstandes im Parlament, sondern auch weil sie schon für den sich schnell entwickelnden irischen Nationalismus nicht radikal genug waren. Bryce stand grundsätzlich auf Gladstones Seite, aber als er von Campbell-Bannerman in dessen neuem Ministerium 1905 zum *Chief Secretary for Ireland* ernannt wurde, mußte er feststellen, wie schwierig, wenn nicht hoffnungslos, das Problem für die englische Regierung war.

Von dieser undankbaren Aufgabe wurde Bryce schon 1907 befreit, als er – unerwartet und wider die Tradition des Auswärtigen Amtes –

zum Botschafter seiner britannischen Majestät in Washington ernannt wurde. Ein Freund Bryce' hat ihn – mit Hinweis auf die bekannte Tertullianus-Charakteristik – als *anima naturaliter americana* bezeichnet. Dem schottischen Presbyterianer war die junge demokratische Republik nicht fremd. Er hatte die Vereinigten Staaten mehr als einmal besucht, hatte viele Freunde in der amerikanischen gelehrten und politischen Welt und hatte 1888 das große Werk *The American Commonwealth* veröffentlicht, das jahrzehntelang die klassische Arbeit über die amerikanische Verfassung und die politischen Verhältnisse nicht nur der Union, sondern auch der einzelnen Staaten blieb. Das Buch war tatsächlich das führende Handbuch zu diesem Thema in den amerikanischen Universitäten. Die Wahl von Bryce als Botschafter erwies sich als außerordentlich erfolgreich; durch seine stets intensive Aktivität gelang es ihm, viele seit Anfang des 19. Jahrhunderts gebliebene Streitfragen zu beseitigen, welche die Beziehungen zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten gestört hatten. Insbesondere kümmerte er sich um die Relationen zwischen den USA und Kanada, was einen ganz besonderen Takt forderte, weil Kanada noch keine eigenen diplomatischen Vertretungen im Ausland hatte und deshalb nicht ohne Mißtrauen die Tätigkeit der britischen Diplomatie in Washington verfolgte; es bestand häufig der Verdacht, daß die Interessen des Dominion im Spiel der Großmächte aufgeopfert wurden. Drei Viertel seiner Tätigkeit in Washington, hat Bryce gesagt, hatten mit Kanada zu tun. Einen sehr langen Urlaub, zu dem er nach den Regeln des *Foreign Office* berechtigt war, benutzte er, um mit seiner Frau auch Südamerika kennenzulernen. Die Reise war in jeder Einzelheit geplant, um den Besuch möglichst vieler Staaten, das Zusammentreffen mit möglichst vielen wichtigen Persönlichkeiten, aber auch die Besichtigung möglichst vieler Sehenswürdigkeiten zu erlauben.

Nach sechs Jahren verließ Bryce Washington; die Heimreise ging über China, Japan und Sibirien, die einzigen bedeutenden Teile des Erdballs, die der fleißige Reisende noch nicht besucht hatte. Die Reise ging weiter durch Rußland und Deutschland. Es sei notiert, daß Bryce im September 1913 in Berlin mit Adolf von Harnack zu-

sammentraf, dem künftigen Kanzler und Retter des Ordens *Pour le mérite*, in dem der schottische Gelehrte dann seit fünf Jahren Mitglied war.

Vor der Ernennung zum Botschafter in Washington hatte Bryce die Erhöhung in den erblichen Adel abgelehnt; er glaubte, daß ein Peer-Titel den Umgang mit den Amerikanern, wenn auch nur marginal, erschweren würde. Als er 1913 in den Ruhestand trat, nahm er die Ehrung an; ein Sitz im Oberhaus gab ihm ja die Möglichkeit, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Er wurde zum *Viscount Bryce of Dechmont* ernannt; der Rang zwischen *Earl* und *Baron* war traditionsgemäß seiner Stellung und seiner Leistung angemessen.

Der Ruhestand war für Lord Bryce gar keine ruhige Zeit. Schon 1914 reiste er mit seiner Frau in Syrien und Palästina, und in demselben Jahr wurde er Mitglied des Internationalen Gerichtshofes im Haag. Der Kriegsausbruch war für den Deutschlandfreund Bryce ein erschütterndes Erlebnis. Ein Krieg zwischen England und Deutschland war für ihn kaum denkbar. Der deutsche Angriff auf das neutrale Belgien wurde aber entscheidend, und er nahm später auch den Vorsitz eines Ausschusses an, der deutsche Übergriffe im besetzten Land untersuchte. Unter politischen Aufträgen, mit denen er während der Kriegsjahre arbeitete, sei der Vorsitz einer Kommission genannt, welche die Reformierung des Oberhauses studierte – eine Frage, die aber noch lange Zeit ungelöst blieb. Dem Liberalen Bryce gefiel das geerbte System nicht, aber er glaubte andererseits an den Wert einer aktiven und unabhängigen ersten Kammer. Die politische Tätigkeit, die ihn gegen Ende seines Lebens besonders intensiv beschäftigte, war die Gründung des Völkerbundes, er fand aber noch Zeit für Reisen, unter anderem zum britischen Heer in Nordfrankreich während des Krieges, und für schriftstellerische Tätigkeit und Arbeit als Präsident der *British Academy*. Im Jahre 1921 erschienen die zwei Bände seiner *Modern Democracies*, ein Werk das aber sachverständigen Lesern zufolge nicht das wissenschaftliche und stilistische Niveau der früheren Arbeiten erreichte.

Im Dezember 1921 hielt Bryce seine letzte große Rede im *House of Lords*; das Thema war der Vertrag, durch welchen Irland die Stel-

lung eines Dominions zugesprochen wurde. Am 22. Januar starb der Vierundachtzigjährige in seinem Haus in Devon. Ein Zeitgenosse sagte einmal von ihm, er sei überall gewesen, habe alle gekannt und alles gelesen. Wahr oder nicht: Das Leben und die Tätigkeit von Lord Bryce zeigen auf eine plastische Weise, welche erstaunlich reichen menschlichen und geistigen Möglichkeiten das europäische und in erster Linie das britische 19. Jahrhundert einem Menschen eröffnete, der bereit war, mit Kraft und Beharrlichkeit diese Gaben voll zu gebrauchen.

BERICHT ÜBER DAS TREFFEN
MIT STIPENDIATEN

»ES WAR MIR EINE FREUDE«

Wenn Geschichtlichkeit für unseren Orden *Pour le mérite* gewissermaßen konstitutiv ist, so verstellt doch dieses Selbstverständnis nicht auch den Blick in die Zukunft. Als ein Beispiel einer solchen nach vorne gerichteten Schau kann man die noch relativ neue Gepflogenheit ansehen, am Tage nach der öffentlichen Kapitelsitzung im Schauspielhaus am Berliner Gendarmenmarkt Gespräche mit einer Auswahl von Berliner Stipendiaten in der Humboldt-Universität zu führen. Naturgemäß können solche Diskussionen sowohl von der Seite unserer Ordensmitglieder wie der der Berliner Studenten nur in kleinen Gruppen realisiert werden. Die Auswahl wird vor allem von der Studienstiftung des deutschen Volkes getroffen, aber auch von den beiden konfessionellen Stipendienwerken, dem Evangelischen Studienwerk Villigst und dem Cusanuswerk Bischöfliche Studienförderung.

Nach nun fünf Jahren ist vielleicht eine kleine Zwischenbetrachtung angezeigt, die zwar an dieser Stelle mögliche kleine interne Strukturverbesserungen nicht erörtern will, aber nachdrücklich für das Fortführen dieser Übung plädiert, die auch, wiederholt ausgesprochen, im Sinne unseres jeweiligen Ordensprotektors lag. Den

bisherigen Montagstermin der öffentlichen Kapitelsitzung konnten viele der eingeladenen Stipendiaten zusätzlich zum Diskussionstermin am Dienstag, offensichtlich nicht wahrnehmen. Vielleicht läßt sich für die Zukunft auf die eine oder andere Weise eine Lösung für dieses Dilemma finden, sich Montag den ganzen Nachmittag und dann Dienstag den ganzen Vormittag direkt hintereinander gegen die normalen Hörerpflichten entscheiden zu müssen – unser tradiertes Sitzungsdatum Ende Mai liegt ja mitten im Sommersemester. Eine Terminnot kann natürlich ebenso auch die diskussionswilligen Ordensmitglieder treffen, denn wenn die zahlreichen Hochschullehrer unter uns meist schon längst *entpflichtet* sind, wie das so amtlich heißt, *procul negotiis* sind wir keineswegs! Auch wenn *negotium* ganz korrekt mit *keine Ruhe* zu übersetzen ist, so werbe ich dennoch hier als derzeitiger Chronist lebhaft um künftige Mitarbeit für diese fruchtbaren Gespräche mit den Studenten.

2006 fand die Herbstsitzung des Ordens in Görlitz statt, dort hielt Erwin Neher, damals Vizekanzler des Ordens, vor Schülern des Augustum-Annen-Gymnasiums einen Vortrag. Im Mai 2007 waren diese Schüler aus Görlitz nach Berlin eingeladen, nicht nur im Schauspielhaus die feierliche Kapitelsitzung anzuhören, sondern tags darauf auch in der Humboldt-Universität mit Mitgliedern des Ordens zu diskutieren. Im Herbst 2007 war in dem so bemerkenswerten Göttinger Experimentallabor XLAB am Rande der Herbsttagung des Ordens ein Treffen von zwölf Ordensmitgliedern mit Schülern aus den fünf Göttinger Gymnasien organisiert worden – das waren außerordentliche Verabredungen, die in den früheren Jahresberichten des Ordens schon erwähnt wurden. Vor allem aber kann man die Diskussionen mit den studentischen Stipendiaten in Berlin grosso modo bisher als einen erfreulichen Erfolg verbuchen.

Denn es liegen wieder durchweg sehr zustimmende Berichte nicht nur von den Stipendiaten vor, sondern auch von den »vortragenden« Mitgliedern des Ordens, die dankenswerterweise mir als Moderator und Teilnehmer der Veranstaltung berichtet haben. Als Beispiel sei hier auszugsweise aus dem Bericht von Prof. Josef van Ess zitiert:

»Das Treffen in der Humboldt-Universität war für mich die erste Begegnung mit deutschen Studenten meines Faches seit zehn Jahren. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß das Fach auch da, wo es von politischen Gegenwartsproblemen gänzlich Abstand nimmt und sich der ›klassischen‹ Periode der islamischen Kultur zuwendet, immer noch recht lebendig ist. Das ist nicht selbstverständlich; in den letzten Jahren ist in der Islamkunde, der Arabistik usw. an den Universitäten manche Stelle gestrichen und vieles umorganisiert worden. Berlin mag ein Sonderfall sein ...

Die Studenten waren breit interessiert und auf kritische Weise wißbegierig ...

Das Gespräch war zu kurz, um dialogisch werden zu können; die Zeit reichte lediglich dazu, daß jeder eine Frage stellte und ich dann manchmal recht ausführlich antwortete. Das Spektrum reichte von der Wissenschaftsgeschichte bis zu philologischen und kulturwissenschaftlichen Einzelheiten. Das Interesse an der Wissenschaftsgeschichte hat mich überrascht; die orientalistischen Disziplinen sind ja immer sehr dünn besetzt gewesen und manchmal auch recht jung. Aber es scheint doch ein Gefühl für Tradition zu geben, vielleicht auch – bei der wachsenden Dominanz der englischsprachigen Forschung – für einen europäischen ›Eigenweg‹. Überraschend auch, daß überhaupt so viele Orientalisten unter den Teilnehmern waren. Aber die Studienstiftung und andere Förderorganisationen haben immer ein Faible für Exoten dieser Art gehabt. Auch ich selber hätte gar nicht in Ruhe studieren können, wenn die Studienstiftung mich nicht in den fünfziger Jahren unterstützt hätte.«

Begeisterte Resonanz von der Zuhörerseite auf das Engagement verwundert nicht. Ein Stipendiat berichtet daraufhin:

»Sehr schnell entwickelte sich aus der anfänglichen Fragerunde ein lebhaftes Gespräch, wir waren alle überrascht, wie schnell die Zeit vergangen war, als eine Mitarbeiterin des Ordens bedeutete, wir hätten die 2 Stunden schon weit überschritten und man müsse

zu einem Ende kommen. Josef van Ess verstand es in einer überaus gelungenen Mischung aus Anekdoten, Streifzügen durch die Wissenschaftsgeschichte, erheiternden Seitenhieben auf ach so prominente ›Islamkenner‹ sowie faszinierenden Einblicken in seine Forschungsarbeit die Zeit wie im Fluge vergehen zu lassen. Islamkenner und Interessierte kamen so gleichermaßen auf ihre Kosten. Für jeden von uns war zu spüren, mit wieviel Freude und Verve sich alle Ordensmitglieder bemühten, das Feuer der Leidenschaft, ohne das wohl jede Wissenschaft zu staubtrockener Redundanz erstarrt, an die junge Generation weiterzugeben.«

Aber auch von dem Fach der allgemeiner interessierenden Geschichte berichtet eine Stipendiatin des Evangelischen Studienwerkes Villigst:

»Wenige Augenblicke später finde ich mich im Gefolge von Fritz Stern wieder. Elitär? Für Stern, wie es scheint, ein Fremdwort. Flink und lachend geht er – bereits mit den ersten Studierenden ins Gespräch vertieft – den Weg voraus durch das Hauptgebäude der Humboldt-Universität. Kurze Zeit später umringen ihn 15 junge Menschen und lauschen ihm gebannt. Geduldig stellt sich Stern unseren Fragen, fachsimpelt mit Geschichtsstudenten, analysiert Politik, Wirtschaft und den scheidenden Bundespräsidenten unseres Landes, spannt erzählerisch weite Bögen um den ganzen Erdball, und all das stets gespickt mit Anekdoten aus seinem Leben. Es ist ein wahrer Berg an Wissen, den er uns so spielerisch leicht in einer Stunde serviert, und doch gehen wir nicht übersättigt hinaus.«

Fritz Stern seinerseits resümierte:

»... ein sehr lebhaftes Gespräch über die Relevanz der Geschichte, gerade auch deutscher Geschichte, über die verschiedenen Auffassungen von Historikern über unsere Arbeit. Es war ein wirklich reger Austausch, auch unter den Studenten selbst, offen und humorvoll. Es war mir eine Freude.«

Bemerkenswert an dem überaus positiven Echo ist die einander ergänzende Doppelseitigkeit der Gesprächsgrundlage. Einerseits fanden fachspezifische Auseinandersetzungen statt. Beispielhaft dafür die Gruppe, von der Christian Tomuschat schreibt:

»Die Gesprächsrunde mit den jungen Juristen war m. E. sehr erfolgreich.

Wie in der Vergangenheit auch hatte ich mich mit Herrn Mestmäcker zusammengetan. Ungefähr acht Studenten hatten sich um uns versammelt. Zuerst konzentrierte sich das Gespräch, ausgehend von meinen Erfahrungen als Leiter der nationalen Wahrheitskommission in Guatemala, auf Rechtsfragen der Aufarbeitung der Vergangenheit durch internationale Strafgerichtshöfe. Danach kam die Dimension des internationalen Wirtschaftsrechts in die Debatte, vor allem Fragen der Marktordnung, wo Herr Mestmäcker die beste Autorität ist. Insgesamt vergingen die zwei Stunden im Wechselspiel von Fragen und Antworten sehr rasch. Das Interesse der Studenten war intensiv. Wir beide hätten gar kein größeres Publikum benötigt, obwohl insgesamt natürlich eine stärkere studentische Präsenz wünschenswert gewesen wäre.«

Von der studentischen Seite liegt ein analoges Echo vor, das die Dankbarkeit für das Bewußtmachen der Vielseitigkeit späterer Berufsperspektiven offenbart. Aber ein Fördersinn kann auch den Gesprächen der interdisziplinären Art innewohnen. Ein TU-Student der Mathematik und Physik schrieb:

»Tatsächlich beeindruckte mich das gewählte Gespräch über Ökonomie – BWL und die Finanzkrise sehr: Ich hatte den Eindruck, mehr über Wirtschaft gelernt zu haben als in meinem ganzen Leben zuvor. Auch faßte ich wieder Zuversicht – es gibt also doch Experten, die zuverlässig die Lage und Handlungsalternativen in solchen Krisensituationen bewerten können! Noch besser als das Fachliche war das Gespräch selbst: Die Mischung aus Hingabe für die Logik, Nachwuchs und Kommunikation ließ eine Gesprächs-

dynamik zu, bei der sich auch nach Androhung des nicht wartenden Shuttlebusses kaum ein Ende finden ließ. Ich danke Herrn Albach für die vielen Eindrücke.«

Bezeichnend ist auch die oben schon zitierte dankbare Rückerinnerung von Josef van Ess an sein Gefördertsein von der Studienstiftung. Der Schreiber dieser Zeilen kann wortwörtlich die gleiche Erfahrung aus der gleichen Zeit, den fünfziger Jahren, bestätigen. Das regt zu folgender kleinen Reflexion an.

In den frühen fünfziger Jahren, um von dem Individuellen auf etwas Allgemeines zu kommen, wurde der Orden *Pour le mérite* wiederbegründet, oder – exakter formuliert – neubelebt, nachdem er unter den Nationalsozialisten de facto unterdrückt war. Die Studienstiftung des deutschen Volkes war ebenso den Herren des Dritten Reichs mißliebig gewesen und wurde ebenfalls, als Gründung unserer ersten Republik *für* das deutsche Volk (wie es eigentlich heißen müßte) in der gleichen Zeit wiederbelebt, als Heuss Bundespräsident respektive erster Protektor des Ordens war. Natürlich sind *Pour le mérite* und Studienstiftung insgesamt inkommensurabel, aber die bedenkenswerte Zeitparallelität von Unterdrücken und Wiederbelebung fällt mir doch auf im Kontext der Geschichte unserer ersten und zweiten Republik. Darüber hinaus ist der Umstand unübersehbar, daß sich unter den Ordensmitgliedern so manche ehemalige Stipendiaten der Studienstiftung befinden und befanden.

Was aber zu früheren, anfänglichen Förderzeiten der Studienstiftung noch unbekannt, später aber sehr beliebt war sowohl bei Stipendiaten als auch bei den Lehrenden, ist das Institut der Ferienakademie. Dort herrscht in gedrängter Form eine ähnliche Atmosphäre wie jetzt bei den Stipendiatengesprächen der Ordensmitglieder, überschaubare Teilnehmerzahlen, fern aller Prüfungspflichten ein ganz offenes Gespräch, teils außerordentlich fachspezifisch, teils weit übergreifend interdisziplinär, anregend für beide Seiten. Nach Lage der Dinge ist das für heutige Studenten im Hochschulalltag eine äußerst seltene Ausnahmesituation. Für die Dozentenseite ist

das nicht anders zu sehen und vermittelt offenbar mehr als nur einem von uns einen besonderen »Erinnerungsreiz«. Da doch in aller Regel die meisten Ordensmitglieder erst als Emeriti in den Orden gewählt werden, liegt die Last des Lehrens, die sie heute leider oft bedeutet, meist schon lange hinter ihnen. Die Lust des Lehrens aber ist – fern aller Sitzungs- und Verwaltungsnot – allen Ordensmitgliedern offenkundig nicht abhanden gekommen, sondern oft gar durch Altersweisheit noch gewachsen. Diesen verlebendigenden Nebenaspekt des Ordens zu erhalten und auszubauen, dafür wirbt der unterzeichnende Berichterstatter

Hubertus von Pilgrim

TRAUERREDE

WIM WENDERS

FÜR PINA
ANLÄSSLICH DER TRAUERFEIER
IM OPERNHAUS WUPPERTAL
AM 4. SEPTEMBER 2009

Ich darf als Freund sprechen,
aber auch, wie Pina, als Mitglied des Ordens Pour le mérite,
im Auftrag des Ordenskanzlers.

Wir alle kannten Pina,
jeder von uns auf eine andere Weise.
Wir kannten sie als Mutter,
als Frau und Lebensgefährtin,
als Freundin, als Vertraute,
als Tänzerin, als Choreographin, als Theaterleiterin,
als ewige Zweiflerin, als unermüdliche, harte Arbeiterin,
als fürsorgliche Vorgesetzte,
als Wuppertaler Mitbürgerin und als bescheidenen Weltstar ...

Wir alle kannten Pina,
und sie fehlt jedem und jeder von uns
auf seine oder ihre eigene Weise,
ganz eigen-tümlich, ganz persönlich, ganz schmerzhaft.

Nur etwas von Pina haben wir alle auf dieselbe Weise geteilt,
– auch, wenn wir das (noch) nicht wußten – ihren *Blick*.

Wenn Ihnen Pina jemals gegenüber saß oder -stand
und in die Augen geschaut hat
oder wenn Sie Pina je bei der Arbeit beobachtet haben,
wie sie z. B. auf einer Probe ihren Tänzern zugeschaut hat,
dann wissen Sie, was ich meine mit diesem *Blick*,
und wenn Sie ihn sich jetzt gegenwärtig machen,
dann sehen Sie Pina auch gleich wieder vor sich:
wie sie oft erst mal müde und erschöpft wirken mochte
und dann doch von schier endloser Energie beseelt war,
den Kopf leicht schräg gehalten,
die Haare straff nach hinten gekämmt und im Zopf gebunden ...
diese fragile Gestalt,
dieses blasse Gesicht mit den großen neugierigen Augen,
die leicht verträumt in die Welt schauten,
so daß man oft denken mochte, sie sei mit den Gedanken woanders.
Aber das war sie nie, sie war doch immer ganz da,
wie man dann im nächsten Moment erstaunt merkte –
sah wie durch einen hindurch und auch tief in einen hinein ...
mit diesem Blick eben, der von einer großen Traurigkeit zeugte
und doch jederzeit zu einem Lächeln bereit war.

Ich habe in den letzten Wochen
viele Filme über Pina gesehen und Interviews nachgelesen,
und dabei war einfach nicht zu übersehen,
wie wenig Pina der Sprache vertraut hat
und wie sie sich manchmal gewunden und gequält hat,
um etwas zu sagen,
was eigentlich einfach war,
aber eben doch nicht,
in einer Welt,
in der das Einfache längst das Schwerste geworden ist.

Dann schaute sie oft hilflos um sich herum,
wenn ihr die Worte fehlten,
ob sie denn die Antwort nicht mit den Augen finden könnte.
Da ging einem dann auf,
wie sehr Pina statt den Worten ihrem *Blick* vertraut hat,
jedenfalls viel mehr dem, was man sehen konnte,
als dem, was es darüber zu sagen gab.

Man sagt ja von Blinden,
daß sie ihr Gehör als Ausgleich um so mehr schärfen.
Mit Pina war es sozusagen umgekehrt:
aus Mißtrauen in die Worte
hat sie dafür um so mehr auf ihre Augen gesetzt.
Aber auf eine ganz besondere, eigene, ja, einzigartige Weise.
Sie hat ihren Blick ungeheuer geschärft für all das,
was wir mit unseren Bewegungen und Gesten sagen,
was wir damit über uns selbst verraten,
unwillkürlich, unbewußt
und eben auch den meisten Zuschauern unsichtbar.

Nicht für Pina.
Pina hat gesehen, wo wir anderen im Dunkeln tappen.

So hat sie eine einzigartige Phänomenologie der Gesten geschaffen,
eine Weltsicht oder besser:
eine Erklärung oder Deutung unseres Menschseins,
wie es sie vorher nie gegeben hat ...

Ich hatte einmal eine Zeit in meinem Leben,
in der ich sehr schüchtern war
und mich zum Beispiel überhaupt nicht getraut hätte,
zu tanzen.

Aber ich habe nächtelang in Discos zugebracht,
an irgendeine Säule oder Wand gelehnt

und endlos nur den Tanzenden zugeschaut.
Wo auch immer Sie hingehen,
in welchem Land oder in welcher Kultur auch immer,
Sie finden überall so welche, wie ich damals einer war:
die Eckensteher, die nie selber tanzen, aber gucken
und sich manchmal in den Schultern ein bißchen mitbewegen
oder mit den Fingern schnipsen
oder mit den Schuhen »schuffeln«.
Jedenfalls, in dieser Schüchterzeit meines Lebens
habe ich einmal aus dem Blauen heraus,
wie als Erklärung zu einem Freund gesagt:
»Man kann die Menschen voll durchschauen,
wenn man ihnen beim Tanzen zuschaut.
Da braucht man gar keine Analyse.
Man braucht nur zu schauen, wie sie sich bewegen ...«

Ich hab das so dahingesagt,
um was Interessantes von mir zu geben,
dachte wohl auch, daß da irgendwas dran wäre,
nur, *ernst* genommen habe ich das nicht.
Ich habe diesen Sinn nicht weiter geschärft,
nur geahnt vielleicht, daß man ihn schärfen *könnte*.
So wie ein Graphologe aus dem Schriftbild
etwas über den Charakter einer Person sagen kann,
wenn er das denn studiert und besessen betreibt.

Der einzige Mensch, den ich je kennengelernt habe,
der ebendiese Fähigkeit,
diesen Sinn für das, was Menschen mit ihren Bewegungen sagen,
tatsächlich bis auf die Spitze getrieben
und bis zur äußersten Empfindlichkeit entwickelt hat,
das ist Pina.

Der etwas abwesende Blick, das war
um sich von anderen Sachen nicht ablenken zu lassen,

nicht von der Sprache und den Worten oder dem Akzent,
nicht von der Kleidung oder dem Haarschnitt,
nicht von den Gesichtszügen, nicht von all dem,
worin wir gemeinhin Menschen zu verstehen suchen.
Niemand mußte sich bei Pina auf die Couch legen.
Sie wollte nur »gucken«, nur sehen, wie man sich bewegt.

Vielleicht auch daher ihre Aversion gegen Perfektion,
gewissermaßen.

In Perfektion zeigt sich nichts anderes mehr
als eben die Vollkommenheit.

Pina hat an den Bewegungen und Gesten
das Eigene, das Verräterische, das Spielerische,
das Unbewußte, das Kind interessiert,
das in jedem Menschen schlummert
und das sich immer noch beredt und genau ausdrücken kann.
Wenn man seine Sprache versteht.

Dafür hatte Pina einen Blick wie kein anderer, wie keine andere.
Was Sigmund Freud über einen Menschen
in seinen Träumen entdeckt hat,
hat Pina auch an einer Gangart sehen können,
in einer Körperhaltung,
wie er oder sie die Haare zurückwirft
oder die Arme bewegt.

Wir *sind* in der Tat alle offene Bücher, nur:
die Wissenschaften für die einfachsten Dinge der Welt gibt es nicht.

Pina aber *war* eine Wissenschaftlerin,
eine Forscherin, eine Pionierin in den weißen Feldern
auf den Landkarten der menschlichen Seele.

Weil sie so ein Interesse an den Menschen hatte,
war ihre große Kunst als Tänzerin und Choreographin

eben nie nur auf Ästhetik aus, auf Effekte,
auf »Schönheit« oder Gefälligkeit,
l'art pour l'art sozusagen,
sondern immer auf ein »Bild des Menschen«
in seiner Zeit und in seiner Gesellschaft,
inmitten seiner Bedingungen,
seiner Leiden, Ängste, Freuden und Passionen.
Ein durchaus auch humorvolles Bild,
das sich aber nie »lustig machte«.

Das Kapitel oder den Aspekt dieser *Conditio humana*,
den Pina dabei am weitläufigsten beleuchtet hat,
sind sicherlich die Beziehungen zwischen Männern und Frauen.
Sie hat eine regelrechte Anthologie
der Gesten und Verhaltensformen,
des »Spieles«, wie auch des »Krieges«
zwischen den Geschlechtern geschaffen.

Wenn Sie in Ihrer Erinnerung zurückgehen
und Pinas Blick auf sich ruhen lassen,
werden Sie sicherlich, wie auch ich,
mit einer großen Wehmut feststellen,
daß Sie ihn als selbstverständlich genommen haben,
eben als Pinas persönliche, liebevolle Art und Weise
zu »kucken«, wie sie das Schauen selbst gern nannte.

Was das für ein Blick war,
wie klarsichtig in seiner Verträumtheit,
wie er seziert hat
und trotzdem nicht »auseinandergenommen«,
wie er trösten wollte und konnte,
auch wenn er die Worte für den Trost nicht hatte,
wie er verstand, ohne daß man sich ertappt fühlte,
das haben wir alle, die wir Pina kannten,
jede/jeder auf seine/ihre Weise,

für selbstverständlich genommen.
We took it for granted.

Aber wir werden solch einem Blick auf uns nicht mehr begegnen.
Das ist ein anderer Verlust als ein bloß persönlicher.
Das ist ein geradezu historischer Verlust.
Wobei ich hier gar keine Wertungen angeben will.
Größere Verluste als persönliche kann es gar nicht geben.

Pina hat mit dem Herzen gesehen, bis zur Verausgabung.
Sie hat mit ihrer Gabe nicht gehaushaltet.
Ihr Blick war dabei immer auch streng.
So liebevoll er war, so kritisch war er auch.
Aber eben behütend, nicht entlarvend.
Nie richtend, sondern auf-richtend.
»You got to be cruel to be kind«,
heißt eine schöne Zeile in einem Lied von Elvis Costello.

Die größte aller Künste im Umgang mit Menschen
ist, denke ich, aus einem jeden das Beste hervorzuholen
und dieses sichtbar zu machen.
Das war es, was Pina beherrscht hat.

Ihr Tänzer wißt das alles soviel besser als ich.
Ihr wart über Jahre, viele von Euch für Jahrzehnte,
das Orchester von Pinas Blick,
jeder von Euch ein kostbares einzigartiges Instrument.

Indem sie jeden von Euch mit liebevoller Strenge
dazu gebracht hat,
sein Bestes nicht mehr zu verbergen, sondern offenzulegen,
hat sie auch uns, ihre Zuschauer,
zu Mitwissern ihres Blicks gemacht
und uns die Augen geöffnet
für uns selbst und die verborgene Sprache in uns.

Auch als Zuschauer hat sie aus mir, aus uns
das Beste herausgeholt.
Sie hat uns darüber hinaus Dinge sehen und verstehen lassen,
die keine andere Kunst uns vorher geöffnet hätte:
uns eine andere Befreiung von Angst gezeigt,
auch eine Befreiung von unserer Körperhaftigkeit,
(oder besser Körperverhaftetheit,
auf jeden Fall steckt da das Wort »Haft« drin)
und überhaupt einen Begriff von »Freiheit« vermittelt,
der uns, mir auch, völlig neu war,
und der uns mitten ins Herz getroffen hat.

Ihr Tänzer und Tänzerinnen betreibt ihren Blick weiter,
als die Komplizen und Seelenverwandten Pinas.
Ohne Euch als Instrumente hätten wir ihre Musik nicht gehört.
Wir sind Euch zu großem Dank verpflichtet,
daß Ihr diese jetzt weiterspielt,
mit den Instrumenten Eurer Körper.

»Weiterspielen« heißt nicht bloß konservieren,
damit wäre es nicht getan.
Was Pina mit soviel Herzblut gesehen und geformt hat,
kann nicht als Auftragsarbeit oder Last weitergegeben werden,
sondern nur ebenso beseelt und begeistert.

Ihr wißt das, das muß Euch niemand sagen.
Ich hoffe, daß es auch alle die zu schätzen wissen,
die in Stadt und Land
die Arbeit und das Erbe, ja das Welterbe,
des Wuppertaler Tanztheaters Pina Bausch
weiter fördern und mittragen wollen.

Ich will Sie letztendlich *alle* bitten,
diesen *Schatz von Pinas Blick*,
den *Sie* noch auf *sich*, den *wir* noch auf *uns* spüren,

und Pina's Sicht auf und in die Welt,
den wir in ihren Stücken nachvollziehen können ...

daß Sie diesen Schatz
voller Freude und Dankbarkeit weiter in sich tragen,
ihn wert halten
und sich glücklich schätzen,
daß *Sie* Pina,
daß *wir* ihren Blick
gekannt haben,
haben kennen dürfen.

VIERTER TEIL

BILDER

ÖFFENTLICHE SITZUNG
IM KONZERTHAUS AM GENDARMENMARKT



Von rechts nach links: Ordenskanzler Eberhard Jüngel,
leere Plätze für den Ordensprotektor und seine Frau,
Ingeborg Berggreen-Merkel, Richard von Weizsäcker



Bernard Andrae



Blick in den Saal während der Gedenkrede von Fritz Stern für
Lord Ralf Dahrendorf



Fritz Stern



Albrecht Schöne bei seinem Festvortrag



Lorraine Daston



Josef van Ess



Rudolf Jaenisch



James J. Sheehan



Walter Burkert



Horst Claussen (links), Ordenskanzler Eberhard Jüngel,
Josef van Ess



Vizekanzlerin Christiane Nüsslein-Volhard



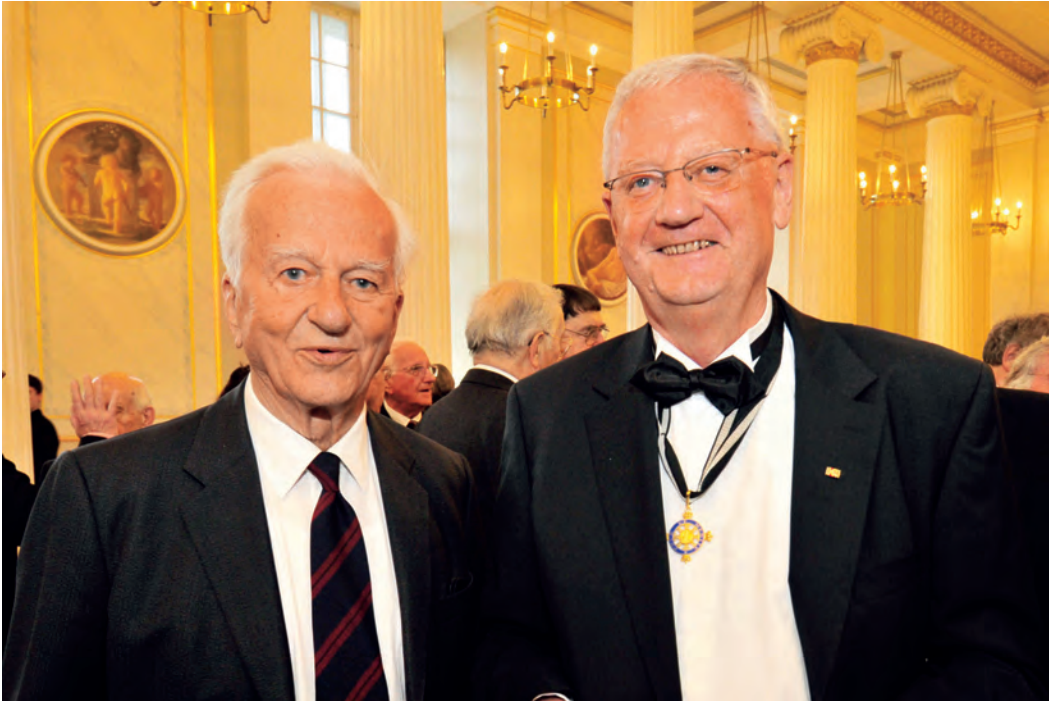
Lorraine Daston und Christian Tomuschat



Bernard Andreae (links) und Robert A. Weinberg



Renate Albach (links), Horst Albach, Richard von Weizsäcker,
Karl Dietrich Bracher und Dorothee Bracher



Richard von Weizsäcker und Ordenskanzler Eberhard Jüngel

INTERNE KAPITELSITZUNG

FRÜHJAHR 2010



Peter Busmann (links) und James J. Sheehan



Rudolf Jaenisch (links), Robert A. Weinberg, Robert Huber



Peter von Matt (links), Albrecht Schöne,
Günther Uecker, Theodor W. Hänsch



Staatsminister Bernd Neumann im Gespräch mit
Wim Wenders, Eric Kandel und Denise Kandel

IM NEUEN MUSEUM



Ordenskanzler Eberhard Jüngel



Die Mitglieder des Ordens Pour le mérite
in der Treppenhalle des Neuen Museums



Robert A. Weinberg, Manfred Eigen,
im Hintergrund Gerd Gigerenzer und Karl Dietrich Bracher



Peter von Matt und Durs Grünbein

GESPRÄCHE MIT STIPENDIATEN DER
STUDIENSTIFTUNG DES DEUTSCHEN VOLKES,
DES CUSANUSWERKS BISCHÖFLICHE
STUDIENFÖRDERUNG UND DES
EVANGELISCHEN STUDIENWERKS E. V.
VILLIGST



Der Präsident der Humboldt-Universität Christoph Marksches bei der Begrüßung mit Ordensvizekanzler Hubertus von Pilgrim



Christian Tomuschat (links) und Josef van Ess
im Gespräch mit Stipendiaten



Ernst-Joachim Mestmäcker



Horst Albach



Hubertus von Pilgrim

HERBSTTAGUNG 2009

IN ZÜRICH



Ausflug nach Horgen



Dani Karavan erläutert seine Platzgestaltung



Gerhard Casper mit Bernard Andreae



Dani Karavan und Gerhard Casper



Albrecht Dihle und Josef van Ess



Die Grabplatte von Elias Canetti, Ordensmitglied von
1979 bis 1994, auf dem Friedhof von Fluntern

ANHANG

Vorbemerkung zur Satzung

Wissenschaften und Künste verstanden sich – ihren Ursprüngen folgend – zur Zeit der Gründung des Ordens nicht durch »nationale« Differenzen begrenzt.

Dies bedeutete damals im Wesentlichen noch: sie waren abendländisch-europäisch geprägt. Nach der Wiederbelebung des Ordens in der Bundesrepublik Deutschland hielten die Ordensmitglieder allerdings an dem vom königlichen Ordensgründer bestimmten Nebeneinander von inländischen und ausländischen Mitgliedern fest. Nur Erstere bildeten das Ordenskapitel und besaßen das aktive Wahlrecht. Doch das entsprach dem Selbstverständnis der Ordensmitglieder immer weniger. Deshalb hat der Orden – nach sorgfältiger Abwägung und ohne seine Tradition zu verleugnen – am 30. Mai 2010 eine Neufassung seiner Satzung beschlossen, die am 23. September 2010 vom Protektor des Ordens, dem Herrn Bundespräsidenten, genehmigt worden ist. Nunmehr bilden die inländischen und ausländischen Mitglieder des Ordens gemäß § 2 Absatz 1 gemeinsam das Ordenskapitel und wählen jeweils die neuen Mitglieder des Ordens.

Die ersten Anregungen und Entwürfe einer neuen Satzung gehen zurück auf meinen Vorgänger im Amt des Ordenskanzlers, Horst Albach. Die Ordensmitglieder Ernst-Joachim Mestmäcker und Albrecht Schöne, aber auch Gerhard Casper und Christian Tomuschat haben wesentliche Beiträge zur Genese der endgültigen Textfassung geleistet.

Tübingen, im November 2010

*Eberhard Jüngel,
Kanzler der Ordens Pour le mérite*

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE
SATZUNG

Der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste,

- den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, beraten durch Alexander von Humboldt, am 31. Mai 1842 dem 1740 von Friedrich dem Großen gestifteten Orden Pour le mérite als dessen Friedensklasse für die Verdienste um die Wissenschaften und die Künste hinzugefügt hat,
- der nach dem Ende der Monarchie und einem allgemeinen Ordensverbot im Deutschen Reich mit Genehmigung des Preußischen Staatsministeriums vom 4. März 1924 als eine sich selbst ergänzende »Freie Vereinigung von Gelehrten und Künstlern« weiter bestehen konnte,
- und der nach 1933 an Neuwahlen gehindert war,

hat sich in der Bundesrepublik Deutschland auf Anregung von Bundespräsident Theodor Heuss mit dem 31. Mai 1952 durch Kooptationen gemäß den Statuten von 1924 wieder ergänzt und erneuert.

Das Ordenskapitel hat am 31. Mai 1954 den Herrn Bundespräsidenten-

ten gebeten, das Protektorat des Ordens zu übernehmen. Bundespräsident Heuss hat durch Schreiben vom 4. August 1954 dieser Bitte entsprochen und erklärt, »daß das Staatsoberhaupt der Bundesrepublik Deutschland die Verpflichtungen eines pfleglichen Schutzes übernimmt.«

Am 30. Mai 2010 hat das Ordenskapitel die folgende revidierte Satzung beschlossen, die auf der Grundlage der Stiftungsurkunde vom 31. Mai 1842 an die Stelle der 1956, 1963, 1969 und 1990 geänderten oder ergänzten Satzung tritt.

§ 1

(1) Mitglieder des Ordens können nur Frauen und Männer werden, die durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in der Wissenschaft oder in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben.

(2) Sie tragen den Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste in seiner durch die Stiftungsurkunde vom 31. Mai 1842 bestimmten Form: »Der doppelt gekrönte Namenszug Friedrichs des Zweiten umgiebt, viermal wiederholt, in Kreuzesform, ein rundes goldenes Schild, in dessen Mitte der Preußische Adler steht. Die Ordens-Devise umgiebt ringförmig, auf blau emaillirtem Grunde, das Ganze, die Namenszüge mit den Kronen verbindend.«

(3) Dieses Ordenszeichen ist Eigentum der Bundesrepublik Deutschland. Jedes Mitglied ist verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß nach seinem Tode sein Ordenszeichen an den Eigentümer zurückgegeben wird.

§ 2

(1) Das Ordenskapitel setzt sich aus inländischen und ausländischen Mitgliedern zusammen.

(2) Inländische Mitglieder sind in Deutschland tätige deutsche Staatsangehörige, können aber auch Angehörige anderer Staaten sein, die seit Jahren als Gelehrte oder Künstler in Deutschland leben und wirken.

(3) Die Zahl der inländischen Mitglieder ist auf vierzig begrenzt.

(4) Ausländische Mitglieder sind Angehörige anderer Staaten, können aber auch deutsche Staatsangehörige sein, die seit Jahren als Gelehrte oder Künstler im Ausland leben und wirken.

(5) Die Zahl der ausländischen Mitglieder soll die der inländischen Mitglieder nicht übersteigen.

§ 3

Von den inländischen wie den ausländischen Mitgliedern des Ordenskapitels soll etwa die gleiche Anzahl auf die Klassen der Geisteswissenschaften, der Naturwissenschaften und der Künste entfallen.

§ 4

Das Ordenskapitel tritt wenigstens einmal im Jahr in zeitlicher Nähe zum 31. Mai als dem Stiftungstag des Ordens zusammen.

§ 5

(1) Das Ordenskapitel wählt aus dem Kreis der inländischen Mitglieder durch Stimmzettel mit einfacher Mehrheit der Anwesenden einen Kanzler und zwei Vizekanzler. Der Ordenskanzler bestimmt einen der Vizekanzler zu seinem Stellvertreter.

(2) Kanzler und Vizekanzler müssen inländischen Wohnsitz haben und deutsche Staatsbürger sein.

(3) Jede der in § 3 genannten Klassen soll durch den Kanzler oder einen Vizekanzler vertreten sein.

(4) Die Amtszeit des Kanzlers und der Vizekanzler beträgt vier Jahre. Einmalige Wiederwahl ist möglich.

§ 6

(1) Für die Wahl neuer Mitglieder machen der Kanzler und die Vizekanzler Vorschläge.

(2) Zur Vorbereitung von Wahlen werden Anregungen regelmäßig in den Kapitelsitzungen erörtert.

(3) Die Vorschläge der Kanzler werden frühzeitig vor einer Wahl in schriftlicher Form allen Mitgliedern des Ordenskapitels übermittelt.

(4) Eine Wahl kann nur stattfinden, wenn sich mindestens zwei Drittel der inländischen Mitglieder des Kapitels an ihr beteiligen. Ausdrückliche Stimmenthaltung gilt als Teilnahme an der Wahl.

(5) Gewählt wird in der Kapitelsitzung durch Stimmzettel. Mitglieder, die verhindert sind, an der Sitzung teilzunehmen, können ihre Stimme in geschlossenem Umschlag an den Kanzler senden.

(6) Es sollten in einem Jahr nicht mehr als vier neue Mitglieder gewählt werden.

§ 7

(1) Gewählt ist, wer zwei Drittel der Stimmen der in der Kapitelsitzung anwesenden Mitglieder und die Mehrheit der Stimmen der insgesamt an dieser Wahl teilnehmenden Mitglieder auf sich vereinigt.

(2) Sind in der Kapitelsitzung mindestens zwei Drittel der Mitglieder anwesend, so kann das Kapitel auch unabhängig von den Vorschlägen der Kanzler eine Wahl vornehmen. Gewählt ist in diesem Fall, wer eine Mehrheit von zwei Dritteln der Anwesenden erreicht.

§ 8

(1) Hat die gewählte Person die Wahl angenommen, teilt der Kanzler dem Protektor des Ordens diese Wahl mit und unterrichtet die Mitglieder des Ordenskapitels.

(2) Nachdem dem Protektor des Ordens das Ergebnis der Wahl mitgeteilt worden ist, wird die Öffentlichkeit durch den Kanzler informiert.

(3) Auf der nächsten öffentlichen Sitzung soll dem neu gewählten Mitglied das in § 1, Absatz 2 und 3 beschriebene Ordenszeichen übergeben werden.

Der in der Kapitelsitzung am 30. Mai 2010 in Berlin beschlossenen und mir vorgelegten Neufassung der Satzung des Ordens erteile ich die Genehmigung.

Berlin, den 23. September 2010

Der Bundespräsident

Wulff

Die Bundeskanzlerin

Merkel

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

MITGLIEDER

I = Inländische Mitglieder
A = Ausländische Mitglieder
Stand: 1. Oktober 2010

MAGDALENA ABAKANOWICZ (A) IN WARSCHAU, POLEN	BILDHAUERIN
HORST ALBACH (I) IN BONN 2005-2009: KANZLER DES ORDENS	BETRIEBSWIRTSCHAFTLER
BERNARD ANDREAE (I) IN ROM, ITALIEN	ARCHÄOLOGE
HANS BELTING (I) IN KARLSRUHE	KUNSTHISTORIKER
GÜNTER BLOBEL (A) IN NEW YORK, USA	ZELLBIOLOGE
PIERRE BOULEZ (A) IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KARL DIETRICH BRACHER (I) IN BONN	HISTORIKER UND POLITIKWISSENSCHAFTLER
ALFRED BRENDEL (A) IN LONDON, ENGLAND	PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER
WALTER BURKERT (I) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	ALTPHILOLOGE
PETER BUSMANN (I) IN KÖLN 1997-2005: VIZEKANZLER	ARCHITEKT
GERHARD CASPER (A) IN STANFORD, CA., USA	RECHTSGELEHRTER
LORRAINE DASTON (A) IN BERLIN	WISSENSCHAFTS- HISTORIKERIN
ALBRECHT DIHLE (I) IN KÖLN	ALTPHILOLOGE
UMBERTO ECO (A) IN MAILAND, ITALIEN	SEMIOTIKER
MANFRED EIGEN (I) IN GÖTTINGEN	CHEMIKER

HANS MAGNUS ENZENSBERGER (I) IN MÜNCHEN 2005-2009: VIZEKANZLER	SCHRIFTSTELLER
JOSEF VAN ESS (I) IN TÜBINGEN	ISLAMWISSENSCHAFTLER
ALBERT ESCHENMOSER (A) IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
LUDWIG FINSCHER (I) IN WOLFENBÜTTEL	MUSIKWISSENSCHAFTLER
DIETRICH FISCHER-DIESKAU (I) IN BERLIN	KAMMERSÄNGER
LORD NORMAN FOSTER (A) IN LONDON, ENGLAND	ARCHITEKT
HORST FUHRMANN (I) IN STEINEBACH 1992-2005: VIZEKANZLER	HISTORIKER
WALTER GEHRING (A) IN THERWIL, SCHWEIZ	BIOLOGE
WOLFGANG GEROK (I) IN FREIBURG/BR.	MEDIZINER
HERBERT GIERSCH (I) IN SAARBRÜCKEN	NATIONALÖKONOM
DURS GRÜNBEIN (I) IN BERLIN	LYRIKER
SOFIA GUBAIDULINA (A) IN APPEN BEI HAMBURG	KOMPOSITIN
THEODOR W. HÄNSCH (I) IN MÜNCHEN	PHYSIKER
HERMANN HAKEN (I) IN SINDELFINGEN	PHYSIKER
NIKOLAUS HARNONCOURT (A) IN ST. GEORGEN	MUSIKER
FRIEDRICH HIRZEBRUCH (I) IN ST. AUGUSTIN	MATHEMATIKER
ROBERT HUBER (I) IN GERMERING	CHEMIKER
RUDOLF Jaenisch (I) IN Cambridge, Mass., USA	VIROLOGE, IMMUNOLOGE
EBERHARD JÜNGEL (I) IN TÜBINGEN seit 2009: KANZLER DES ORDENS	THEOLOGE
ERIC R. KANDEL (A) IN NEW YORK, USA	NEUROBIOLOGE
DANI KARAVAN (A) IN TEL AVIV, ISRAEL	BILDHAUER UND ARCHITEKT
IMRE KERTÉSZ (A) IN BUDAPEST, UNGARN	SCHRIFTSTELLER
GYÖRGY KURTÁG (A) IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST
JUTTA LAMPE (I) IN BERLIN	SCHAUSPIELERIN
JEAN-MARIE LEHN (A) IN STRASBOURG, FRANKREICH	CHEMIKER
YURI MANIN (I) IN BONN	MATHEMATIKER
PETER VON MATT (A) IN DÜBENDORF, SCHWEIZ	GERMANIST
ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER (I) IN HAMBURG	RECHTSGELEHRTER
RUDOLF L. MÖSSBAUER (I) IN GARCHING	PHYSIKER
ERWIN NEHER (I) IN GÖTTINGEN 2005-2009: VIZEKANZLER	BIOPHYSIKER
CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD (I) IN TÜBINGEN seit 2009: VIZEKANZLERIN	ENTWICKLUNGSBIOLOGIN
SVANTE PÄÄBO (I) IN LEIPZIG	PALÄOGENETIKER

HUBERTUS VON PILGRIM (I) IN PULLACH seit 2009: VIZEKANZLER	BILDHAUER UND KUPFERSTECHEUR
ARIBERT REIMANN (I) IN BERLIN	KOMPONIST UND PIANIST
BERT SAKMANN (I) IN HEIDELBERG	MEDIZINER
ALBRECHT SCHÖNE (I) IN GÖTTINGEN	GERMANIST
REINHARD SELTEN (I) IN BONN	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER
RICHARD SERRA (A) IN NEW YORK, USA	BILDHAUER
JAMES J. SHEEHAN (A) IN STANFORD, CA., USA	HISTORIKER
ROBERT M. SOLOW (A) IN CAMBRIDGE, MASS., USA	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER
FRITZ STERN (A) IN NEW YORK, USA	HISTORIKER
STIG STRÖMHOLM (A) IN UPPSALA, SCHWEDEN	RECHTSGELEHRTER
JACQUES LÉON TITS (A) IN PARIS, FRANKREICH	MATHEMATIKER
CHRISTIAN TOMUSCHAT (I) IN BERLIN	JURIST
GÜNTHER ÜECKER (I) IN DÜSSELDORF	BILDHAUER
MARTIN WALSER (I) IN ÜBERLINGEN	SCHRIFTSTELLER
ROBERT WEINBERG (A) IN CAMBRIDGE, MASS., USA	KREBSFORSCHER
CHARLES WEISSMANN (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MOLEKULARBIOLOGE
WIM WENDERS (I) IN BERLIN	REGISSEUR
NIKLAUS WIRTH (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	INFORMATIKER
HANS GEORG ZACHAU (I) IN MÜNCHEN 1992-2005: KANZLER DES ORDENS	MOLEKULARBIOLOGE
ANTON ZEILINGER (A) IN WIEN, ÖSTERREICH	PHYSIKER
ROLF ZINKERNAGEL (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	IMMUNOLOGE

Es ist verstorben

Herbert Giersch (I)

am 22. Juli 2010

Sekretariat des
Ordens Pour le mérite für
Wissenschaften und Künste
bei dem Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien
Leiter: Ministerialrat Dr. Horst Claussen
Graurheindorfer Straße 198
53117 Bonn

Tel.: (0228-99-681-3587)
Telefax: (0228-99-681-5-3587)
e-mail: Ordenplm@bkm.bmi.bund.de

Bildnachweise für die Bilder im Vierten Teil:
S. 231-265: axentis.de / Georg Lopata
S. 269-272: Stefanie Hagen
S. 273-274: Privatbesitz

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2010

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Walbaum

Druck: Hubert & Co, Göttingen

ISSN 0473-145-X

ISBN 978-3-8353-0773-5